

DIRSTA STUR

Flirren

INHALT

| | |
|---------------------------------|----|
| NACHT DER ENTSCHEIDUNG..... | 9 |
| DAS RUNDE MUSS INS ECKIGE | 18 |
| DIE VERLORENE HÄLFTE..... | 24 |
| ES KAM MIT DER MORGENPOST | 30 |
| SPINNEFEIND | 38 |
| DER FERIENJOB | 62 |
| DUNKELROTE EINSAMKEIT | 68 |
| MIT UNBETEILIGTER HAND..... | 74 |
| DIE WUNSCHMASCHINE | 83 |
| REIFE | 97 |

Ich bin vor langer Zeit entstanden, aus einem Spiel heraus, aus einem Spiel mit Buchstaben. Aber das passt, das passt zu mir, und es passt zu ihr. Für sie waren Wörter von Anfang an wichtig und sie hat es an mich weitergegeben. Die Welt der Wörter war für uns beide eine Zuflucht, die einzige Möglichkeit, das Leben zu finden. Wir waren umfungen von einer grauen Umgebung, die uns zu ersticken drohte und uns die Lebensfreude nahm. Ich erinnere mich an einen grauen Ort, lieblose Häuser und an Enge, Enge an Platz, Enge im Kopf. Eine graue Straße zog vorbei, die in andere graue Orte führte, nicht wirklich weg ins Leben, nicht zu den Farben, zum Licht. Hier mussten wir an Grau und Stille und Enge ersticken. Wir mussten fort, das Leben, das Bunte suchen: Das Gelb der Sonne, das Blau des Meeres, das Rot der Liebe.

Wir hatten lange Zeit die gleichen Ziele: Freiheit und Unabhängigkeit hatten wir uns auf die Fahne des Lebens geschrieben, wir wollten frei das Leben in all seinen Facetten zulassen und genießen, wir wollten nie wieder Grau in unseren Alltag lassen. Doch dann haben wir uns lange Zeit aus den Augen verloren. Ich war geradliniger auf meinem Weg, ich spiele heute mit meinen Wörtern, schicke sie in die ganze Welt und habe so meinen idealen Lebenszweck gefunden. Schon bald hatte ich auch meinen Lebensort ausgemacht, hier unten im Süden habe ich mein Gelb, mein Blau und mein Rot entdeckt. Doch bei ihr hat es einige Umwege gekostet. Manchmal, zwischendrin, haben wir uns getroffen, aber sie hat mich nicht mehr erkannt. Ich hatte oft Angst um sie, konnte sie nicht mehr erreichen. Doch jetzt ist sie, ohne es zu wissen, endlich meinem Ruf gefolgt und zu mir gekommen.

NACHT DER ENTSCHEIDUNG

Langsam wache ich auf, lasse den Tag auf mich zurollen. Ich räkle mich genüsslich, schiebe das Laken beiseite, fingere nach meinem Kaftan und schlüpfe hinein. Ich tappe mit nackten Füßen zur Toilette, plappplapp macht es auf den Fliesen. Ich gähne mich zerzaust an.

Ich schlurfe weiter zur Küche, nehme blind die Espressomaschine, schraube sie auseinander. Den unteren Teil fülle ich mit Wasser, werfe den alten Kaffee in den Ausguss und bette das frische Kaffeepulver hinein, drücke es sorgfältig zurecht. Dann drehe ich alles wieder zusammen. Ich öffne das Gas, es entweicht mit einem leisen Zischen. Ich suche – wie immer – die Streichhölzer, finde sie endlich, dieser Kick jeden Morgen muss sein!, zünde das Gas an. Der blaue Flammenkreis begrüßt mich strahlend. Ich stelle die Kaffeekanne auf den leuchtenden Kreis.

Während der Kaffee kommt, kümmere ich mich um den unspanischen Teil des Frühstücks: Ich

schneide Obst klein, überhäufe es mit Jogurt und füge am Ende noch geröstete Kerne hinzu.

Ich höre, wie es im Innern der Kaffeekanne schon brodelt. Neugierig öffne ich den Deckel, um zu sehen, ob es schon so weit ist. Nein, ich muss noch ein bisschen warten, bis das dunkle Gebräu zur Ruhe gekommen ist. Meine Zehen krümmen sich, sie flüchten zueinander, um der Kälte des Steinbodens zu entkommen. Dann ist es so weit, der Kaffee steigt seinem morgendlichen Höhepunkt entgegen. Ich gieße ihn in meine große Tasse, mische ihn mit ein wenig Milch, so dass er noch dunkel bleibt. Ich nehme mein Obstschüsselchen, klemme mir beim Vorbeigehen noch die Zeitung vom Vortag unter den Arm und gehe nach oben.

Wie jeden Morgen um diese Zeit blinzelt die Sonne schon über das Terrassengeländer. Ich setze mich an meinen Tisch, lümmle mich in meinen Korbsessel und trinke den ersten Schluck. Das Leben kehrt langsam in mich zurück, mein Denken fängt an, der Tag ist da.

Irgendwann später laufe ich glücklich und entspannt durch die kleinen Gassen meines weißen Dorfes, es ist meine Lieblingsstunde, Siesta-Zeit, niemand ist auf der Straße, nur ich, die Touristin, die für zwei Monate keine Touristin sein wird, sondern irgendwie Teil dieses südlichen Lebens. Mein Traum erfüllt sich für kurze Zeit.

Es ist heiß. Die Luft flirrt, kein Windhauch, nur ab und zu weht vom Meer her eine leichte salzige Brise. Es duftet, es riecht nach diesem unverwechselbaren Mittelmeerduft, der einen schon beim Aussteigen aus dem Flugzeug umfängt und betört: Es riecht nach Meer, nach einer gewissen Feuchtigkeit, bestimmte Pflanzen verbreiten ihren Geruch, Lavendel, Oleander, Jasmin, es ist ein berauschender Duft, der mich umhüllt, der für mich der Inbegriff des Glücks ist.

Ich gehe in eine kleine Bar, setze mich an einen Tisch in der Sonne. Der Wirt kommt, begrüßt mich und möchte mir den Sonnenschirm zurechtrücken. Ich winke lachend ab, für mich ist es genau richtig

so. Der Wirt lacht auch und schüttelt den Kopf. Diese Touristen! scheint er zu denken. Alle sagen, dass ich das noch lernen muss, wenn ich Teil des Dorfes sein will: Meide die Sonne, wo es geht! Aber das wird mir wohl schwerfallen. Die Sonne ist für mich pure Lebensenergie und ich werde auch immer die gleichen Probleme mit dem Artikel haben: Die Sonne ist das lebensspendend Weibliche, nicht das zerstörend Männliche wie in den südlichen Sprachen. Für mich ist die Sonne la sol, la sole, la soleil, hier einen maskulinen Artikel voranzustellen, ist mir nur schwer möglich.

Ich sitze in der Sonne, schließe die Augen und lächele vor mich hin; endlich bin ich angekommen. Ich bestelle mein Lieblingsgericht, kleine schmackhafte Krabben in einem dampfenden, nach Knoblauch und Chili duftenden Ölsud, das Öl köchelt noch, so muss es sein. Ich picke eine Krabbe nach der anderen aus dem kochenden Saft, puste und genieße. Abwechselnd tunke ich das Brot in die hellrote dampfende Soße. Dazu trinke ich „Sommerwein“, die örtliche Spezialität aus einer

Mischung von Rotwein und Limonade, garniert mit Eiswürfel und Zitronenscheiben. Die Limonade soll für den Sommer stehen, der je nach Lokal unterschiedlich intensiv ausfallen kann. Der Wirt dieser Bar hält wohl gar nicht viel vom Sommer ...

Nach dem Essen bestelle ich noch einen „geschnittenen“ Kaffee, einen starken Espresso mit einem klitzekleinen Kleckschen Milch oben drauf. Ich lehne mich zurück und zünde mir eine Zigarette an, ein Stück vom roten Glück, eigentlich widersinnig, eine Zigarette „Fortuna“ - Glück - zu nennen. Ich nehme einen tiefen Zug und stoße den Rauch genussvoll in runden blauen Ringen wieder aus, trinke einen Schluck Kaffee. Es ist meine erste Woche hier in dem kleinen spanischen Ort, ich habe mich hier zurückgezogen, offiziell, um die Sprache in der örtlichen Sprachschule zu lernen, doch in Wirklichkeit laufe ich vor dem toten Punkt in meinem Leben davon: die Beziehung stimmt nicht mehr, die Arbeit ist nicht richtig, nichts passt mehr. Doch ich will jetzt nicht darüber nachdenken.

Ich zahle, lasse einige Münzen auf dem Tellerchen liegen. Ich nehme den Rucksack und setze meinen Weg durch die verwinkelten Straßen fort. Es war Markttag heute, für einen Tag herrschte buntes Treiben hier. Früher war es wohl ein reiner Bauernmarkt, doch mittlerweile ist es mehr ein Touristenmarkt geworden. Ich sehe noch die letzten Stände mit Lebensmitteln, sehe grüne Paprika, keine makellosen, sondern die mit den kleinen braunen Flecken, in ihrer natürlichen Form. Daneben liegen Tomaten, die nach Sommer duften, intensiv, säuerlich und gleichzeitig süß. Ich komme an einer Bar vorbei, es gibt noch viele Leute. Von drinnen höre ich das Zischen der Kaffeemaschine, die Kellner rufen sich raukehlig die Aufträge zu, Metalllöffelchen klappern auf Porzellanteller.

Und wieder nehme ich den Duft wahr. Viele sagen, dass man ihn nach einer gewissen Zeit nicht mehr spürt, aber ich rieche ihn wie am ersten Tag. Ich benutze kein Parfüm mehr, für mich ist dieser Geruch alles. Heute vermischt er sich mit dem

Kaffeearoma, mit dem Benzingeruch eines ab und zu vorbeifahrenden Autos.

Dann entdecke ich einen Stand mit bunten Röcken; der Besitzer ist schon beim Aufräumen. Zuerst bin ich unschlüssig, ob ich einen davon probieren soll, doch er ruft mich herbei und preist stolz seine Ware an. Ich wage es, er hält mir einen Spiegel vor und ich beginne mich davor zu drehen, zunächst zaghaft, dann immer schneller. Der Rock übernimmt meinen Rhythmus und weht mir um die Beine. Ich merke, wie ich auf einmal übers ganze Gesicht strahle, merke, wie einiges von mir abfällt. Ich behalte meine neue Errungenschaft gleich an und genieße die flatternde Kühle.

Dann gehe ich Richtung Strand. Vor mir glitzert das Meer. Es ist ruhig heute. Die weißen Schaumkronen kommen ganz langsam ans Ufer, rollen aus, rollen wieder zurück, plätschern vor sich hin. Ich wähle mir meinen Platz direkt am Ufer, um dem Meer ganz nahe zu sein.

Ich ziehe mich aus, breite mein leuchtend rotes Handtuch aus, das Abschiedsgeschenk der Kollegen. Ich lege mich hin, spüre die Kraft der Sonne auf dem ganzen Körper, meine Zehen und Finger spielen mit dem warmen, weichen Sand. Von der nahe gelegenen Strandbar ertönt leise Stan Getz' „Ipanema“. Über mir der endlos blaue Himmel, der nur hier so blau sein kann. Ich zwicke die Augen zusammen, blinzele ab und zu, um ein Stückchen der Sonne, des Glücks zu erhaschen.

Zwei Monate liegen vor mir, in der Mitte ist der Scheitelpunkt, der mein Glück in zwei Hälften teilt. Ich weiß, ich habe noch alles vor mir, ein unendliches Meer und Mehr an Zeit und Hoffnung. Doch dann trifft mich die Erkenntnis wie ein Schlag, dass dieser Punkt schnell genug erreicht sein wird, alles schmilzt dahin, die Hoffnung sinkt, die Freude, alles wird dunkler; ich fühle mich so hilflos, möchte die Zeit aufhalten, will mein Sonnenglück nicht verlieren.

Ich öffne die Augen, sehe die beruhigende Bläue des Wassers, die tröstende Helligkeit der Sonne und plötzlich weiß ich, dass ich zwei menschliche Monate einfach verlängern kann, es ist nicht der unabwendbare Zenit des Lebens, den ich akzeptieren muss. Ich habe die freie Entscheidung, ich kann alles hinter mir lassen: Ich kann mich von der ungeliebten passiven Arbeit verabschieden, die sinnlos meine ganze Energie raubt. Ich kann den Mann verlassen, mit dem ich seit langer Zeit zusammen bin, den ich aber nur noch mit anderen betrüge. Ich kann mich auch für immer von diesen anderen trennen, um endlich meine innere Ruhe zu finden.

Ich habe die Entscheidung. Ich weiß, es wird eine schwierige Entscheidung sein. Aber ich weiß auch, dass ich am Morgen meiner Rückkehr liegen bleiben und mich meinem neuen Leben mit einer lustvollen Umarmung zuwenden werde.

DAS RUNDE MUSS INS ECKIGE

Lukas verstand die Welt nicht mehr - in seinem dreizehnjährigen Leben hatte er seine Eltern noch nie so erlebt:

Seine Mutter, sonst immer nur in hellem Leinen zu sehen, lief seit Tagen nur noch sehr bunt gekleidet umher, wobei er irgendwie das Gefühl hatte, dass Rot und Gelb vorherrschten, der schwarze Rock dazu sah neu aus. Sie band sich das Haar mit Bändern in den gleichen Farben zurück und malte sich auch das Gesicht dementsprechend an. Sie sah fremd aus so, aber sie lachte den ganzen Tag und sang fröhliche Lieder. Sein Vater verschwand eines Tages mit einem gemurmelten „Ich geh mal ... suchen“ im Keller und kam nach einiger Zeit verdreht und zerstrubbelt, übers ganze Gesicht strahlend, zurück. „Ich hab sie gefunden!“, jubelte er und zeigte stolz einige T-Shirts, die mit „Höttges“, „Nigbur“, „Grabowski“, „Bonhof“ und ähnlich komischen Namen bedruckt waren. Dann nahm er ehrfürchtig das letzte T-Shirt in die Hand. „Das ist

noch von meinem Vater“, erklärte er, „der war damals original dabei.“ Dieses T-Shirt gefiel Lukas am besten: Es war ganz weiß, die Ärmel hatten einen schwarzen Rand, auf der linken Brusthälfte hatte es ein kleines rundes Symbol, der Kragen war ebenfalls schwarz. Der Ausschnitt war nicht rund oder eckig, sondern mit Ösen eingefasst, durch die eine schwarze Kordel gezogen war. Darin sah sein Vater am besten aus, sehr jugendlich, er wirkte ausgelassen und glücklich.

Als Nächstes hängten sich die Eltern eine bunte Fahne ans Auto, eine andere auf den Balkon. Jahrelang hatten sie ihm Vorträge gehalten, dass man in Deutschland mit diesem nationalen Symbol aufpassen müsse, dass man hierzulande nicht so unbefangen damit umgehen könne wie anderswo, was zwar einerseits schade, aber andererseits aus der Geschichte heraus verständlich sei ... Aber auf einmal galt das alles nicht mehr, nicht nur für seine Eltern – das ganze Land erweckte den Eindruck, in eine schwarz-rot-goldene Hülle getaucht zu sein.

Abends fuhren die Eltern jetzt immer weg, trafen sich mit Freunden, um irgendwo Fußball zu kucken. Fußball! Wenn er das schon hörte! Irgendwie schien die Welt im Moment durchzudrehen, auch in seiner Klasse sprachen sie von nichts anderem, und nicht nur die Jungs, auch die Mädchen schienen von diesem Fieber gepackt zu sein und tauschten eifrig bunte Bildchen.

An manchen Abenden wirkte die Stadt wie ausgestorben. Er fuhr mit seinem Fahrrad durch die leeren Straßen, auf der vergeblichen Suche nach seinen Freunden, auf eine seltsame Weise genoss er es jedoch, sich alleine auf der Welt zu fühlen. Die Luft flirrte in der noch heißen Abendsonne, es herrschte absolute Stille, knisternde Spannung lag in der Luft, nur hie und da, oft sehr spät, durchbrach ein erlösender Jubel die Lautlosigkeit.

Auch das sonst verlässliche Fernsehen bot an diesen Tagen keine Abwechslung. Er sah die immer gleichen Bilder und Personen – das ungleiche Paar im einen Kanal, dessen Witze er nicht verstand und

auch nicht lustig fand, die Runde im anderen Sender mit dem sympathischen jungen Mann, der das gleiche T-Shirt trug wie sein Vater und dessen Leidenschaft er ansteckend fand, sie aber dennoch nicht teilen wollte. Dann sprach ein älterer Herr mit Brille einige Sätze und eilte davon zum Hubschrauber; die zurückhaltende Frau, die in letzter Zeit öfter im Fernsehen zu sehen war, trug jetzt bunte Jacken, verteilte übermütig Küsschen und zeigte sich begeistert.

Er ging ins Bett. Fußball! WM! Er freute sich auf die Zeit danach, wenn wieder alles normal sein würde.

„Eine Weltmeisterschaft im eigenen Lande zu haben, ist etwas ganz Besonderes“, dozierte sein Vater gern. „Die Menschen kommen aus der ganzen Welt zu uns, um mit uns zu feiern und Spaß zu haben.“

„Aber können wir nicht einfach so feiern, warum brauchen wir dazu Fußball?“, fragte Lukas. Fußball war für ihn schon immer ein langweiliger Sport gewesen, bei dem es außer um aggressives Hin-

und Hergeschubse um nichts Interessantes ging. Für ihn stellte es nie eine besondere Leistung dar, 90 Minuten lang einem Ball hinterherzulaufen. „Was ist am Fußball so faszinierend? Um was geht es hier eigentlich?“ „Ja, um was geht es hier eigentlich?“, wiederholte der Vater. „Das ist eine gute Frage. Es geht um alles oder nichts. Es geht um ... Ein ganz Großer hat es einmal ganz einfach ausgedrückt, er sagte, es geht um nichts anderes, als dass das Runde ins Eckige muss. Das ist das Geheimnis.“

„Aha“, sagte Lukas.

Es war Spätherbst, fast schon Winter geworden. Lukas machte mit seinen Eltern einen Sonntagnachmittagsspaziergang im Park. Es war einer der letzten sonnigen Herbsttage, ein kleiner Abglanz des vergangenen Sommers, den viele Spaziergänger zu einer letzten Runde nutzten. An der Parkbank waren die Holzlatten schon für den Winter entfernt, das übrig gebliebene Vierecksgerüst aus Eisen wirkte merkwürdig nackt

und ungewohnt. Lukas schlenderte vor sich hin, als er plötzlich einen liegen gebliebenen Apfel sah, der sich ins schon feuchte Gras schmiegte. Lukas hob den Apfel vorsichtig an seinem dunklen Stiel auf und betrachtete die rotwangige Frucht mit ihrem goldenen Schimmer.

„Lukas!“, rief die Mutter. Er drehte sich um und legte den Apfel zurück auf den Rasen. „Podolski!“, schallte es auf einmal von überall her. Lukas nahm Anlauf und schoss das Runde seinem eckigen Ziel entgegen.

DIE VERLORENE HÄLFTE

Ich bin hierher zurückgekommen, hierher in mein Dorf am Meer, wo vor 15 Jahren alles begann. Hier hatte ich mein neues Leben kennen gelernt, wir sind zusammen aufgebrochen, um Gefährten in einem fremden Abenteuer zu werden, doch es schlug fehl, unsere beiden Hälften brachen auseinander, und ich bin hierher zurückgekommen, um alte Spuren zu suchen und meine Wunden zu pflegen.

Es ist Ende Juni und das Dorf bereitet sich wie jedes Jahr auf die längste Nacht des Jahres vor. Hier ist es üblich, dass alle Bewohner zusammen bei einem Picknick am Strand feiern. Schon tagelang vorher beginnen sie, das typische Essen der Gegend zuzubereiten. Der ganze Ort ist in eine betriebsame Hektik getaucht, das Stimmengewirr ist lauter als sonst, die Luft scheint vor Geschäftigkeit zu flirren. Ich erinnere mich, einmal hatte auch ich daran teilgenommen.

Doch dieses Mal laufe ich durch diese Hektik, ohne mich davon beirren zu lassen. Sie richten das Fest nicht für mich aus, ich werde nicht daran teilnehmen, dieses Mal ist es nicht für mich, für uns.

Mir fällt auch heute die junge Frau auf, die anfangs immer alleine durch die Gassen ging, ein zaghaftes Lächeln hier, ein schüchternes Probieren dort. Ich sehe sie jetzt immer öfter zusammen mit dem fröhlichen Fremden, der ihr nicht von der Seite weicht, ihr alles zeigt, sie mit vielen Geschichten zum Lachen bringt. Ich erinnere mich, wie es war, zur anderen Hälfte, zum anderen Sein, zum anderen Alles zu werden. Genießt sie es ebenso wie ich damals, fragt auch sie sich, was er in ihr sieht? Was hatte mein Fremder damals in mir gesehen? Sie wirkt auf mich so, wie ich damals war, dunkel, ohne Licht, wartend auf das bunte fröhliche Leben.

Ich möchte sie warnen, dass sie sich nicht zu sehr fallen lässt, doch sie wird nicht auf mich hören. Auch ich hätte damals auf niemanden gehört. Er

stand auf einmal strahlend vor mir, mit zerrissenen Jeans. Er wurde mein New York, mein San Francisco. Ich war nur kurz weg zum Zigarettenholen und bald lagen die Jeans auf dem Boden, draußen rollte das Meer, er umklammerte mich mit aller Kraft, "Geh nicht", sagte er. Ich war tief in meinem Inneren berührt, er traf mich mitten ins Herz, und ich blieb. Wir feierten einmal die Feste des Dorfes und gingen später gemeinsam in ein neues Leben. Wir lebten und feierten viele Feste, doch dann sagte er "Ich gehe!" und traf mich wieder mitten ins Herz, das dieses Mal zerbrach.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung, als die schlimmste Hitze des Tages vorbei war, strömen alle hinunter zum Strand. Junge Mädchen, die hochgekrempelten Jeans heute besonders knapp und die Oberteile weit über Nabelhöhe, laufen stolpernd auf ihren hochhackigen Schuhen neben ihren *novios*, nur vorübergehender Freund oder schon Verlobter, das kann man noch nicht sagen - vor allem nicht von denjenigen, die gleichzeitig vorsichtige Blicke auf die Touristinnen werfen, die,

ganz in Weiß mit schimmernden Schultern, stolz sind, dabei zu sein, bei einem authentischen Fest mit echten Einheimischen.

Auch mein Paar mischt sich in die Menschenmenge und geht Hand in Hand, Blick in Blick hinunter zum Meer. Sie braucht nichts, um auf sich aufmerksam zu machen, die heller gewordenen Haare glänzen von selbst, fallen von selbst um sie herum, ihre Augen haben ihren melancholischen Schatten verloren und hüpfen ausgelassen mit ihr um die Wette.

Ich beobachte sie, ich erinnere mich, ich beneide sie. Der Picknickkorb schlenkert fröhlich, wird von anderen angestoßen, aber es scheint sie nicht zu stören. Nichts stört sie, sie scheinen auch nichts anderes als sich selbst wahrzunehmen.

Die ersten Lagerfeuer brennen schon, sie bringen auf einmal etwas Ruhe und lenken den Blick auf das stille Meer und den Himmel, der sich, allen Wettervorhersagen zum Trotz, leicht bewölkt zeigt.

Nein, es würde nicht anfangen zu regnen, nicht heute, nicht am ersten Montagstag ihres Kennens.

Sie suchen sich einen Platz zwischen allen anderen, bilden eine Insel inmitten der anderen, eine Insel der Unantastbarkeit, der Verbundenheit. Nur ein Hund wagt es und nähert sich ihnen, schnüffelt an ihrem Picknickkorb, der jedoch zu seinem Leidwesen nur Käse, Brot und Wein enthält. Sie war begeistert. Ich sehe es an ihren ausladenden Gesten und ihrem strahlenden Lachen. Er bereitet alles für sie vor, entkorkt den Wein, schenkt ein, schneidet Brot und Käse. Sie essen, trinken, liegen sich in den Armen, lassen sich los, um sich bald wieder anzufassen.

Es ist jetzt vollkommen dunkel geworden, man ahnt das Meer nur noch, sieht nur die Feuer mit ihren tausendfachen Reflexen, hört die Stimmen und das Lachen der Menschen.

Plötzlich fängt es doch an zu regnen. Wieder bricht Hektik aus, alle laufen schnell nach oben in die Straßen, um Schutz zu suchen, unter Dächern, in

den Bars. Ich sehe, wie die beiden auch jetzt ruhig bleiben und gelassen ihre Sachen zusammenpacken. Auch jetzt lassen sie sich nicht von der Hektik um sie herum berühren, sie gehen langsam zurück, wieder Hand in Hand, durch die kleinen Straßen zurück in ihr gemeinsames Paradies.

Auch ich wende mich ab und gehe in meine einsame Hölle.

ES KAM MIT DER MORGENPOST

Es war ein ganz normales aussehendes Paket in braunem Packpapier und verschnürt mit derber Doppelschnur. Es unterschied sich in nichts von den Tausenden anderer Pakete, wie sie die Postboten tagtäglich austragen. Mit diesem aber hatte es eine besondere Bewandnis – eine ganz besondere ...

Sein erster Gedanke war es, das Geburtshaus des neuen Papstes in einer spektakulären Aktion in die Luft zu sprengen. Walter Schiffermeister informierte sich im Internet über die Möglichkeiten, wie man an Sprengstoff gelangen konnte. Auch wenn der Innenminister verbissen versucht hatte, die einschlägigen Seiten zu sperren, fand er dennoch genügend Material und bestellte bei einer der Adressen ein Buch, das versprach, alle Methoden detailliert mit Anleitung und entsprechenden Zeichnungen zu beschreiben. Das Buch kam eines Morgens in einem braunen Paket, unscheinbar, aber mit explosivem Inhalt. Er öffnete es vorsichtig,

mit zitternden Händen, als ob schon vom Paket Gefahr ausginge. Das Buch war in einem Selbstverlag herausgegeben, mit billigem unprofessionellen Umschlag, Titel und Name des Autors unscharf gedruckt. Er blätterte ziellos durch die Seiten und las Überschriften wie "Herstellung von Schießpulver", "Bau einer Rohrbombe", "Tennisball-Rauchbombe", "Bau einer Briefbombe", "Arten jemanden mit bloßen Händen zu töten" und "NEW Bau – Atombombe".

Es schnürte ihm die Kehle zu, doch was ihn letztendlich von seinem ursprünglichen Plan abbrachte, war die Warnung auf der ersten Seite, die der Autor, nun doch professionell, aber auch unbeholfen als eine Art Widmung dort angebracht hatte: "Jeder mit einem IQ hoch genug, um zu wissen, dass Eis schmilzt, wird sich vorstellen können, dass der Bau einer Bombe größte Vorsicht erfordert".

Walter änderte seinen Plan und dachte nicht mehr an eine zerstörende Explosion, sondern an ein

bescheidenes Feuer, das in seiner Einfachheit eine besondere Symbolkraft ausübte. Walter wählte für die Tat die Zeit des Papstbesuches Mitte September, bei dem der Papst neben seinen wichtigsten beruflichen Stationen auch seinen Geburtsort Marktl am Inn aufsuchen würde. Das Dorf gab sich große Mühe, um dem Papst einen unvergesslichen Tag zu bereiten: Sie hatten das Haus nach einem aufsehenerregenden Kauf neu renoviert und es sollte in einem offiziellen Akt am Tage des Papstbesuches in seiner neuen Pracht enthüllt werden. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen: Walters Plan war es, das Gebäude am Vorabend des Besuches in lodernde Flammen aufgehen zu lassen, läuternde Fingerzeige Gottes für die geschehene Ungerechtigkeit.

Er reiste am Vorabend des Papstbesuches an und konnte problemlos ins Dorf, sein Führerschein hatte noch die alte Adresse, die aber niemandem auffiel. Im Kofferraum hatte er einen Kanister mit Benzin und einige alte Baumwollhemden, zerschnitten und ohne Knöpfe, die langen Streichhölzer hatte er sich

in die Jacke gesteckt. Er schwitzte schon den ganzen Tag und nicht nur wegen des strahlenden Spätsommerwetters. Er wartete, bis es dunkel war, bis sich alle in ihre Häuser zurückgezogen hatten und bevor die Ersten kamen, um sich die besten Plätze zu sichern.

Walter schlich zitternd um das Haus, auch jetzt war die körperliche Reaktion nicht auf das Wetter zurückzuführen; die verhüllenden Plastikplanen bewegten sich leicht.

Er hatte Glück. Einer der Arbeiter hatte vergessen, ein kleines Fenster zu schließen und Walter schlüpfte ins Innere. Sein Magen zog sich zusammen, er konnte kaum atmen, sein Herz pochte laut. Er machte die Taschenlampe an: Er war im Flur, ein lang gestreckter Gang, von dem die einzelnen Zimmer abgingen.

Er ging in den ersten Raum und sah plötzlich, wie ein dicklicher blasser Junge von der Schule nach Hause kam und in diesen Raum, in die Küche ging, um die Mutter wie jeden Tag zu begrüßen. Sie

machte wie immer einen abgehetzten Eindruck in ihrer Kittelschürze und der verwachsenen Dauerwelle, hatte kaum Worte für den Jungen, sie bereitete das Mittagessen für ihn und den Vater, der in der Mittagspause immer nach Hause kam, um pünktlich sein Mittagessen zu sich zu nehmen, kurz seinen Mittagsschlaf zu halten und dann wieder pünktlich seinen Dienst als höherer Postangestellter anzutreten. Die Gespräche waren immer gleich, sie drehten sich um Geschehnisse im Dorf, ob der Vater doch noch den Chefposten bekam, dass der Junge es einmal besser haben sollte.

Das Zimmer neben der Küche war das Wohnzimmer, das kaum benutzt wurde, nur, wenn Gäste kamen, was selten genug vorkam. Walter hörte plötzlich leise Musik, er sah einen gedeckten Tisch, er sah Flaschen mit Krimsekt, Platten mit Toast Hawaii und dazwischen Käse-Igel, Käsestückchen mit Zahnstochern auf Pampelmusen gesteckt. Die Eltern wirkten verkrampft, nippten nur ab und zu am Sekt. Seine heimliche Liebe nahm auch am Fest teil, Tante Vicki, die Mutter seiner

Schwester, die in der großen fremden Stadt wohnte. Sie trug immer bunte Kleider, hatte lange offene Haare und, was das Schlimmste war, sie hatte eine eigene Arbeit und einen jüngeren Geliebten, der irgendetwas Komisches mit den anderen Langhaarigen an der Universität studierte. Walter bewunderte sie ungemein, durfte es aber nie zugeben, ohne den Zorn des Vaters auf sich zu ziehen, der dann wieder Vorträge hielt über die schlimme Stadt und langhaarige Nichtstuer, die dem Staat und damit ihm persönlich auf der Tasche lagen.

In seinem alten Zimmer stürzte alles wieder auf ihn ein. Er sah den alten Kleiderschrank, der immer in der Obhut seiner Mutter war. Sie sorgte für die Wäsche, suchte seine Kleidung für ihn aus. Nie trug er Jeans wie die anderen, keine bunten Hemden, nie diese Pullis mit den lustigen Ösen und Kordeln. Er war der Einzige in der Klasse mit kurzen Haaren, alle anderen trugen sie lang und konnten die Ponywelle so schön lässig aus der Stirn schwingen, so wie sie es immer in den Musikprogrammen

machte, die Walter aber ebenso wenig sehen durfte.

Walter ertrug kein einziges Zimmer mehr, die Gedanken erdrückten ihn und er schrie in die Stille der Räume:

"Es ist nicht das Haus des Papstes, es gehört mir, er kann mir das Haus nicht nehmen. Er ist vielleicht hier geboren, aber er ist weggegangen. Ich aber bin hier aufgewachsen, hier hat man mich verlacht, hier hat man mich nie zum Spielen abgeholt. Diese Zimmer verfolgen mich mein ganzes Leben. Aber jetzt ist Schluss damit. Ich lasse mich nicht mehr verhöhnen, nicht mehr betrügen!"

Walter wischte sich mit dem Jackenärmel über die Augen und tränkte die Lumpen mit dem Benzin. Er verteilte sie in den Zimmern. Doch bevor er sie in einer letzten Runde noch einmal betrat, um die Lumpen anzuzünden, hörte er draußen Stimmen.

"Und das also ist das Geburtshaus des Papstes?", fragte eine Frau. "Ja," erwiderte ihr Begleiter. "Das

ist das Geburtshaus des Papstes. Aber für mich, für alle Leute im Dorf ist das das Haus der Schiffermeisters. Die Eltern sind vor ein paar Jahren kurz nacheinander gestorben, der Sohn Walter lebt jetzt in der Stadt. Der Arme hat das Haus an die Frau mit den zwei Kindern verkauft, die jetzt das Geschäft ihres Lebens gemacht hat. Wenn du mich fragst, ist das eine ziemlich ungerechte Sache, und ich weiß nicht ..."

Die Stimmen verloren sich. Walter stellte vorsichtig den Kanister auf den Boden, schlüpfte durch das Fenster und lief rasch davon.

SPINNEFEIND

Veronika ist an diesem Wochenende zu ihren Eltern gefahren. Unsere neue Wohnung ist endlich fertig und sie ist sehr schön geworden. Wir hatten viel Spaß in den verschiedenen Möbel- und Designerläden, wir alberten herum, saßen Probe auf Wohnlandschaften, probierten gemütliche Fernsehabende, kugelten auf Betten herum und übten Löffelchen, wir umarmten uns, küssten uns, machen sahen pikiert weg, doch die meisten ließen sich von unserer Fröhlichkeit anstecken und lachten mit uns. Veronika wirkte glücklich, sie mag es, wenn ich so ausgelassen und albern bin, ich sei immer so ernst, meint sie. Doch ich bin nicht ernst, vielleicht manchmal ein bisschen nachdenklich, doch das, finde ich, steht einem Bücherwurm und zukünftigem Buchautor wie mir zu.

Mein Arbeitszimmer gefällt mir am besten, ich konnte mir endlich meinen alten Traum von den bücherbedeckten Wänden erfüllen, in der Ecke mit dem großen Fenster gibt es einen alten, herrlich

abgeschabten Ledersessel, den ich auf dem Flohmarkt gefunden hatte und so lange mit Lederfett einrieb, bis er matt und rotbraun in der Abendsonne glänzte. Die Arbeitsplatte zieht sich an einer Wand entlang; auch hier gibt es ein Fenster, durch das ich hinausträumen kann und das mir den Blick auf die Welt draußen gibt. Ich bin sicher, dass ich hier endlich meinen Roman zu Ende schreiben werde, der schon so lange vergessen in der Schublade liegt.

Ich bin hier geblieben, um die letzten kleinen Dinge zu erledigen. Es ist ein kaltes Wochenende, grau, stürmisch, mit viel Regen, ideal für dieses Vorhaben. Ich hänge hier ein Bild an die Wand, rücke dort etwas zurecht. Jetzt fehlt nur die letzte Umzugskiste, die noch in meinem Arbeitszimmer steht und mich zunehmend stört, die typisch letzte Kiste, in der man die Dinge verwahrt, für die man im ersten Moment keinen Platz findet, die man aber auch nicht gleich wegwerfen will, und die man, laut Veronika, sowieso nie wieder braucht.

Wahrscheinlich hat sie Recht.

Ich pfeife fröhlich vor mich hin und beginne, die Kiste zu leeren. Ich finde alte Aufzeichnungen aus meinem Germanistikstudium, die ich aus irgendwelchen Gründen nie wegwerfen wollte. Ich bin jetzt seit über 15 Jahren Lektor in einem Verlag, die alten Notizen brauche ich wahrlich nicht mehr, ich werfe sie mit einem aufmunterndem "Plopp!" in die große blaue Abfalltüte. Weitere unnütze Dinge wandern in die Tüte. Veronika scheint wirklich Recht zu haben. Doch auf einmal halte ich eine Plastiktüte in der Hand, aus der sich eine Platte herausschält, AC/DC: "T.N.T". In mir explodiert etwas, es fällt mir schwer zu atmen.

Ich gehe zum Fenster, öffne es und atme die kalte Luft. Draußen kämpfen einige Arbeiter im Wind, sie versuchen ein buntes Plakat anzubringen, dessen Blau und Weiß sich von dem tristen Grau abhebt, ich sehe blaues Meer und weißen Sand. "Come to ...", lese ich, wohin, kann ich nicht erkennen, die Ecke rechts oben fehlt noch.

Ein Mann geht auf und ab; seine Jeans sind schmutzig und zerfranst, keine modernen Designerjeans, sondern wirklich alt, seine Haare stehen wirr um seinen Kopf, von hier oben aus glaube ich dunkle Ringe unter den Augen und Bartstoppeln zu erkennen. Er raucht, geht an der Telefonkabine vorbei, scheint unschlüssig zu sein, sie zu betreten.

Ich atme noch einmal tief durch, schließe das Fenster wieder, gehe zurück zu meiner Kiste und nehme die Platte aus der Hülle. Wie einen kostbaren Schatz trage ich sie zum Plattenspieler, den wir zwar seit Jahren nicht mehr benutzen, den ich aber trotzdem aufheben wollte. Die Stakkato-Klänge durchdringen erinnernd den Raum und vor mir sehe ich klar ein vertrautes Gesicht - Thommy. Seit Jahren habe ich nicht mehr an meinen Freund gedacht.

Ich wühle in der Kiste und bald finde ich den großen braunen DINA-4-Umschlag mit den alten Fotos in den typischen Farben der 70er Jahre, zum Teil im

quadratischen Format der Kodak-Kamera, die wir damals alle zur Konfirmation geschenkt bekamen. Tante Hilde und Onkel Martin lächeln mir entgegen, das verwischte schwarze Etwas soll wohl mein Hund Maxi sein, den ich heiß und innig liebte. Und hier die Fotos, die ich gesucht habe: Pat und Patachon nannten sie uns, die zwei im Doppelpack. Ich, der schlaksige Alexander, Brille, kurze blonde Haare. Neben mir mein Freund, Thomas, kleiner als ich, stämmiger, mit dunklen, lockigen Haaren. Er kam erst in der 8. zu uns, "Sitzen geblieben!", raunten die anderen; der Klassenlehrer setzte ihn zu mir, weil neben mir der Platz noch frei war.

"Hörst du auch AC/DC?", fragte er mich gleich und als ich ihn verständnislos ansah, lud er mich am Nachmittag zu sich nach Hause ein. Seine Mutter sah mich neugierig und wohlwollend an, wahrscheinlich war sie froh, dass ihr Sohn gleich am ersten Schultag in der neuen Klasse Anschluss gefunden hatte. Wir gingen hinauf in sein Zimmer, ein großer quadratischer Raum, an der einen Wand zog sich eine Arbeitsplatte entlang, sein Bett stand,

was ich äußerst beeindruckend fand, auf einem kleinen Podest, die Wände waren mit vielen Postern von Personen mit wilden Mähnen und aufgerissenen Fratzen bedeckt. Ich kannte niemanden. Thomas folgte meinem erstaunten Blick. "Kennst du die nicht?" Ich schüttelte den Kopf. "'The Who'", er deutete auf eins der Plakate, "die, diese fantastische Rockoper geschrieben haben; die heißt auch Tommy, aber ohne 'h'", grinste er. "Und hier sind ...", es folgte ein Kaleidoskop wirr klingender Namen, bis er ehrfürchtig vor einem Poster stehen blieb, das ganz allein für sich hing. "AC/DC, die wahren Könige des Hardrocks." Fast verneigte er sich. Er winkte mich zu seiner Plattensammlung. "Ich habe alle Platten von ihnen, sogar die original "High Voltage", die nur in Australien erschienen ist, aber mir fehlt die zweite australische Platte "T.N.T.", die konnte ich noch nirgends entdecken. Aber warte", er zog eine Platte hervor. "Diese 'High Voltage' ist international erschienen und da ist auch 'T.N.T.' drauf", erklärte er mir, legte die schwarze Scheibe auf den Plattenteller und setzte vorsichtig die Nadel auf.

"Jetzt pass auf!", sagte er und wummernde Klänge erfüllten den Raum. Er nahm eine unsichtbare E-Gitarre von der Wand und begann wie wild auf den nicht vorhandenen Saiten zu zupfen. Sein Kopf bewegte sich im Rhythmus, die dunklen Haare flogen um sein exstatisches Gesicht. Nach dem Stück legte er seine Gitarre beiseite – er machte es so echt, dass ich das Instrument fast zu sehen glaubte –, schaltete den Plattenspieler aus und sah mich erwartungsvoll an. "Und, was hältst du davon?" "Interessant", sagte ich. "Warte", meinte er wieder und legte eine andere Platte auf, die für mich nahezu identisch mit dem Vorherigen klang. Den ganzen Nachmittag spielte er mir verschiedene Songs vor, aber nur sehr zögerlich konnte ich dem Ganzen etwas abgewinnen.

Am nächsten Morgen brachte er mir eine Kassette mit. "Hier", sagte er lapidar. "Damit du dich langsam daran gewöhnst." Er hatte mir seine ganzen Lieblingsstücke auf ein 90-Minuten-Tape aufgenommen, das Cover sorgfältig mit Songtiteln und eigenen Kommentaren beschriftet. Er musste

die halbe Nacht daran gearbeitet haben. So etwas hatte noch nie jemand für mich gemacht, ich kannte nur die kleinen Geschenke der Schulfreunde, die zu meinen Geburtstagen kamen, aber noch nie hatte mir jemand ein solches Geschenk gemacht. "Was machst du eigentlich so?", fragte mich Thommy, dem mein überschwänglicher Dank wohl peinlich war. "Ich ..." Ich stockte. "Ich lese Bücher". Und plötzlich waren unsere Rollen vertauscht. Jetzt sah er mich verständnislos an, während ich mit für ihn fremd klingenden Namen von Autoren wie Andersch, Böll, Camus und Zweig jonglierte. "Kenn ich nicht", gab er grinsend zu. "Lesen hat mir noch nie so richtig Spaß gemacht, mal'n Comic oder so, ein paar Karl May habe ich gelesen, aber irgendwie ..." "Wenn du willst, kann ich dir ein paar Bücher leihen.", bot ich ihm an. Wir verabredeten uns für den gleichen Nachmittag. Und so wie ich am Tag vorher sprachlos vor den eigenartigen Plakaten stand, stand er an diesem Nachmittag vor meinem Bücherregal.

Ich hatte ihm ein paar Bücher rausgesucht und auf den Tisch gelegt. Mark Twains "Tom Sawyer und Huckleberry Finn", E.T.A. Hoffmanns "Elixiere des Teufels", von George Orwell "1984", "Moby Dick" von Herman Melville, Eric Amblers "Topkapi" und den "Fänger im Roggen" von Salinger. Thommy nahm ein Buch nach dem anderen auf und murmelte die Namen der Autoren. "Twain, Hoffmann, Orwell, Melville, Ambler und Salinger". Plötzlich grinste er. "Wow, das ist genial!". Ich grinste zurück und so begann unsere Freundschaft.

Sie war etwas Besonderes, wir sprachen nie über sie, darüber, wie gut wir uns verstanden, wir waren auch nicht liebevoll zueinander, im Gegenteil, unser Umgangston war eher rau. Nur einmal war es anders, als wir 16 und 17 waren, und eines Nachts im Sommer, in einer diesen unglaublich warmen Julinächte zusammen zum See hinunterfahren. Wir hatten Bier dabei, gingen schwimmen, tranken, blödelten in unserer eigenen Art vor uns her. Plötzlich, ich weiß nicht mehr, warum, wurden wir ernst und begannen, von unseren Träumen zu

erzählen. Tommy wollte Musiker werden, richtig mit einem Musikstudium, um dann später Rockopern zu schreiben, er wollte bleibende Musik schaffen und als moderner Komponist mit den Großen in einem Atemzug genannt werden. Ich erzählte ihm von meinem heimlichen Traum, Schriftsteller zu werden und vielleicht auch eines Tages den Literaturnobelpreis zu bekommen.

Und dann entstand plötzlich die Idee, dass wir zusammen ein großes Werk schaffen würden, Tommy die Musik, ich den Text. "Darauf trinken wir", sagte Tommy und hob seine Flasche. "Auf die Besten!", sagten wir gleichzeitig, sahen uns lange an und ohne Peinlichkeit umarmten wir uns, das erste und einzige Mal.

Die Jahre vergingen, unsere Freundschaft war unverbrüchlich. Die ersten Erfahrungen mit Mädchen, Frauen kamen, aber unsere Freundschaft stand immer im Vordergrund. In vielen Dingen hatten wir den gleichen Geschmack, wir hörten die gleiche Musik, lasen die gleichen Bücher, konnten

über die gleichen Sachen lachen. Doch unser Frauengeschmack war unterschiedlich. Ihm gefielen die "schönen" Frauen, die schlanken, langbeinigen, mit langen glatten Haaren, mit schönen klaren Gesichtern. Ich mochte mehr die burschikosen Typen, die kleinen, die etwas Ungerades im Gesicht hatten, aber gerade deshalb anziehend auf mich wirkten. Aber niemand konnte mir die Freundschaft zu Thommy ersetzen, und, wie es aussah, ihm auch nicht.

Wir verließen unsere Kleinstadt und begannen beide zu studieren, er seine geliebte Musik, ich tauchte ein in die Tiefen der Sprache und Literatur. Unser Projekt schien näherzurücken, doch wir wagten uns noch nicht richtig daran. Wir machten beide im gleichen Jahr unseren Universitätsabschluss und fanden relativ schnell Arbeit, er als Musiklehrer in einer Schule für Behinderte, ich als Korrekturleser in einem angesehenen Verlag, vielleicht nicht unbedingt das, was wir gesucht hatten, aber interessant genug für den Anfang.

Wir sahen uns oft in dieser Zeit, telefonierten täglich. Es war eigenartig und doch normal: oft war beim anderen besetzt, weil wir uns den gleichen Moment des Tages ausgesucht hatten, um mit dem anderen zu sprechen. Es passierte auch, dass ich den Hörer abnahm, um seine Nummer zu wählen, doch vor der ersten Zahl hörte ich schon seine Stimme. Unsere Gespräche waren oft kurz, weil wir wussten, was der andere sagen wollte, weil wir oft das aussprachen, woran der andere gerade dachte.

Und dann kam Thommy eines Abends mit leuchtenden Augen in unsere Stammkneipe. "Alex", sagte er, "ich weiß nicht, was passiert ist, aber ...". Ich sah ihn an und mir war glasklar, was passiert war. "Wie heißt sie?", fragte ich heiser. "Ala", sagte er andächtig. So hatte ich ihn das letzte Mal gesehen, als er vor dem Poster der Hardrock-Könige stand. "Ala, der Name zergeht auf der Zunge, findest du nicht? Eigentlich heißt sie Angela, aber ihr kleiner Bruder konnte damals ihren Namen nicht richtig aussprechen und jetzt heißt sie für alle Ala. Und ...". Ich blickte in seine funkelnden Augen

und etwas verkrampfte sich in mir. Ich sah ihn, wie er die nicht vorhandene E-Gitarre von der Wand nahm, sah ihn am See sitzen und mit fuchtelnden Händen von unserem Projekt erzählen. Ich erinnerte mich an Rockkonzerte, die wir zusammen besucht hatten, dachte an unsere gemeinsamen verrückten Urlaube. Ich freute mich für ihn, ich kann es nicht anders sagen, ich freute mich, obwohl ich ahnte, dass ab jetzt alles anders sein würde. Die nächsten zwei Wochen sah ich ihn kaum, wir telefonierten nur ab und zu.

Dann rief er mich eines Tages an, um mich zum Essen einzuladen. Ala würde so gerne seinen besten Freund kennen lernen, sagte er. Ich ging hin, ich war auch neugierig. Ich hatte sogar Geschenke: Durch Zufall hatte ich seine lang ersehnte und nie gefundene "T.N.T."-Platte gefunden. Ala kannte ich nicht, aber ich stellte ihr ein kleines Bücherpaket zusammen, ich konnte mir nicht vorstellen, dass Thommy mit jemandem zusammen war, der nicht gerne las.

Wir verbrachten den ersten Abend zu dritt. Meine Geschenke waren ein voller Erfolg, Thommy schlug mir begeistert auf die Schulter. Ala war eine leidenschaftliche Leserin, die sich freute, jemanden aus einem Verlag im Bekanntenkreis zu haben. "Freundeskreis", verbesserte ich. Sie strahlte mich an und betrachtete erfreut ihre Bücher. "Sturmzeichen" von Doris Lessing, "Die Unendlichkeit der Nähe" der kanadischen Autorin Margaret Atwood und Isabel Allendes "Von Liebe und Schatten". Thommy wirkte erleichtert. "Genial", sagte er zu mir und grinste. "Warte", sagte er zu Ala. "Du musst sie in die richtige Reihenfolge bringen." Ala sah ihn fragend an. Thommy nahm die Bücher und stellte sie neu auf. "Atwood, Lessing, Allende", er betonte die jeweiligen Anfangsbuchstaben. "Das ist Alex' Spezialität", erklärte er. "Er verschenkt immer Bücher von den Autoren, die den Namen des Beschenkten ergeben." Jetzt musste auch Ala lachen. Sie war eine wunderbare Person, groß, schlank, die braunen Haare lang und wild, mit einer kleinen weißen Strähne, die ihr etwas Apartes und auch

etwas ungemein Verletzliches gab. Ihr Gesicht war offen, klar, ich weiß nicht, ob es schön war, aber es wirkte unglaublich sympathisch und anziehend.

Viele solcher Abende schlossen sich an. Manchmal waren wir zu dritt, manchmal brachte ich für kurze Zeit jemanden mit, manchmal trafen wir uns auch mit anderen. So verging die Zeit. Thommy versuchte sich an seinen Kompositionen, ich schrieb an meinem ersten Roman und stieg gleichzeitig zum Lektor auf. Es war eine schöne, friedliche Zeit, wir lebten gut. Doch schon bald sollte sich alles ändern.

Eines Abends hatten wir im Freundeskreis eine Geburtstagsfeier, die wir in einem mexikanischen Lokal mit vielen Pitches Margherita feierten. Thommy hielt sich zurück und verabschiedete sich ziemlich früh, er hatte am nächsten Tag ein erstes Gespräch mit einem Musikverlag. Er fragte Ala, ob sie mit ihm kommen oder noch bleiben wollte. "Ich bleibe noch", sagte sie und sah mich an. Wusste sie, was sie da sagte? Wir zogen nach einem

weiteren Pitcher von Lokal zu Lokal, wo wir immer wilder tanzten und weiter tranken. Gegen 3 Uhr morgens landeten wir in einem kleinen Nachtlokal, in dem die Musik ruhiger war und plötzlich tanzte ich eng umschlungen mit Ala. Sie fühlte sich gut an, warm, richtig, ich fühlte mich wohl. "Das wollte ich immer schon mal", flüsterte sie mir ins Ohr. "Davon habe ich schon so oft geträumt." Ich hielt sie fester, mit beiden Armen umschlungen. Und wir tanzten, bis der letzte Klang ertönte. Wir lösten uns voneinander, blieben Hand in Hand stehen. "Und jetzt?", fragte ich vorsichtig. "Kommst du noch mit zu mir? Ich verspreche dir, nichts zu tun ..."

"Vielleicht du nicht, aber ich kenne mich. Ich gehe nach Hause." "Zu Thommy?", "Zu Thommy", wiederholte sie. Wir gingen zum Ausgang, nebeneinander, wie die zwei Freunde, die wir waren, nur an diesem Tag ohne den dritten.

In den nächsten Tagen sah ich Ala nicht, ich traf mich ein-, zweimal alleine mit Thommy, der mir begeistert von der Zusammenarbeit mit dem Verlag berichtete. Sie wollten ihn unter Vertrag nehmen,

sie seien hin und weg von seiner Arbeit, erzählte er mir und fuchtelte wild mit seinen Armen und ich sah ihn wieder mit seiner Luftgitarre. "Am nächsten Wochenende muss ich nach Hamburg, zum Plattenstudio, zu den ersten Probeaufnahmen. Mensch, bin ich aufgeregt. Und wenn ich den Vertrag in der Tasche habe, steht uns nichts mehr im Weg und wir schreiben unsere Oper Alexi." "Alexi?", fragte ich. "Na klar, Tommy gibt's ja schon!" Er klopfte mir enthusiastisch auf die Schulter. "Darauf trinken wir." "Auf die Besten!", sagten wir wieder, aber dieses Mal hielt ich den Blick in seine Augen nicht lange aus.

Thommy machte Karriere. Er gab den Job an der Schule auf und arbeitete nur noch an seinen Kompositionen, die er gut verkaufte, an ein kleines Publikum zunächst, aber als er mit einer Komposition in den Top 10 der englischen Charts war, die weniger Berührungssängste hatten, wuchs seine Fangemeinde auch bei uns zunehmend. Er war oft unterwegs, meistens ohne Ala, die keine Zeit hatte, ihn zu begleiten.

Sie hatte Zeit für mich.

Unsere Liebe begann gleich an dem ersten Wochenende, an dem Thommy nicht in der Stadt war. Ala und ich waren mit zwei Freunden verabredet, ich holte sie vorher ab und wir sprachen das erste Mal seit jenem Abend miteinander. "Es geht nicht", sagte ich. "Thommy ist mein bester Freund. Ich kenne ihn seit über 15 Jahren. Es geht nicht." "Nein, es ist unmöglich, du hast recht. Ich weiß nicht, was an dem Abend passiert ist. Ich habe ein paar Mal von dir geträumt, wilde Sachen", sie wurde rot, "ich weiß nicht, warum. Ich liebe Thommy, ich will bei ihm bleiben, ich will ihn nicht betrügen und schon gar nicht mit dir." Wir verbrachten den Abend zu viert, wir gingen zum Essen und anschließend noch etwas trinken. Wir unterhielten uns mit den anderen, doch wir redeten nur zu uns. Ala leuchtete, ich kann es nicht anders beschreiben, sie strahlte, und sie strahlte für mich. Ich dachte an Thommy und vergaß ihn gleichzeitig. Ich sehnte mich danach, sie endlich im Arm zu halten, ihre Haut zu spüren, ihr Haar zu riechen.

Endlich war der Abend zu Ende, die Freunde verabschiedeten sich ahnungslos. Ala und ich mussten nichts mehr sagen, es war alles gesagt. Wir gingen eng umschlungen zu mir nach Hause, ich wollte sie nie mehr loslassen. Ich konnte mich nicht satt spüren an ihr. "Ala, Ala", küsste ich sie, "Alex, Alex", antwortete sie und unsere Namen verschmolzen zu einem einzigen Alexala.

Es folgte eine verrückte Zeit. Auf der einen Seite war ich glücklich wie noch nie in meinem Leben, auf der anderen Seite fühlte ich mich wie der Verräter, der ich war. Ich schaffte es, Thommy weiterhin der Freund zu sein, den er kannte, ich gratulierte ihm zu seinen Erfolgen, freute mich ehrlich für ihn, doch am meisten freute ich mich, wenn er wieder irgendwohin musste, in eine andere Stadt, in ein anderes Land, weil ich dann Ala für mich hatte. Ala und ich wurden Perfektionisten des Glücks. Wir versanken ineinander, schlossen die Welt und damit Thommy aus und dachten, dass es ewig so weitergehen würde, mit unserem Glück und mit unserer Verantwortungslosigkeit.

Doch eines Tages rief mich Ala im Büro an, ihre Stimme zitterte. "Bitte komm, bitte komm sofort." "Ala", erwiderte ich, "es geht nicht, ich kann nicht weg heute." Ich hatte ein wichtiges Manuskript zu lektorieren, der Abgabetermin war am selben Nachmittag, ich war zeitlich total im Verzug und brauchte jede Minute. "Du musst, Alex, bitte, ich bin auf dem Kinderspielplatz, bitte komm." "Ala, wir können uns nach der Arbeit treffen, aber jetzt geht es nicht, wirklich nicht. Was ist denn passiert?" "Thommy", schluchzte sie, "er weiß Bescheid. Und ich bin ...". Ich unterbrach sie. "Ala, wir sprechen heute Abend, ja? Wir treffen uns gleich nach der Arbeit. Holst du mich ab?" "Ja", flüsterte sie und legte auf.

Am Nachmittag erhielt ich einen Anruf von der Rezeption. "Für dich wurde was abgegeben, Alex." Ich lief schnell hinunter und nahm das flache quadratische Päckchen in der Plastiktüte entgegen. Ich musste sie nicht öffnen, ich wusste, was drin war. Ich sah Thommy nicht wieder, erfuhr nur von Freunden, dass er nach Hamburg gezogen war, las

ab und zu etwas über ihn im Feuilleton der Zeitungen, anfangs mehr, doch mit der Zeit immer weniger.

Ala wartete vor dem Büro auf mich und erzählte, was passiert war, eigentlich nichts Unerwartetes. Die Beziehung zwischen den beiden wurde zunehmend gereizter, Thommy wusste nicht, was los war, bis er ihr auf den Kopf zusagte, dass sie ihn betrog; und Ala sagte ihm die Wahrheit. Sie kam zu mir und wollte bleiben. Doch das, wovon wir heimlich immer geträumt hatten, wurde zum Alptraum. Thommy, den wir vorher ohne Weiteres vergessen konnten, stand jetzt zwischen uns und schien uns permanent zu beobachten. Wir stritten viel, Ala zog sich mehr und mehr von mir zurück, sie wurde immer rastloser, war oft unterwegs, bei Freunden in Belgien, in Berlin. Von Wien kam sie krank zurück und war vollkommen verändert. Sie erbat sich eine Auszeit, wollte für zwei Monate nach Spanien, um über alles nachzudenken. In der Nacht vor ihrer Abreise fanden sich unsere Körper zum letzten Mal, doch unsere Namen hatten schon den

Klang des nahen Abschieds. Ala kam nicht mehr zurück.

Die Rockoper Alexi blieb unkomponiert und auch meinen Roman habe ich nie geschrieben. Anfangs litt ich sehr unter dem Verlust der beiden Menschen, die mir so nahe standen, doch nach einiger Zeit lebte ich wieder ein gutes Leben, vor allem, als ich Veronika kennen lernte und mit ihr ein gemeinsames Leben begann. Ala und Thommy wurden zu zwei Figuren aus der Vergangenheit, die keine Bedeutung mehr für mich hatten.

Doch heute geht mir Thommy nicht mehr aus dem Kopf. Ich drehe die Platte um, höre weiter die Klänge meiner Jugend. Ich suche die alte Telefonnummer Thommys bzw. seiner Eltern, hoffe, dass sie immer noch dort leben. Ich zögere und schaue noch einmal aus dem Fenster. Der Mann draußen hat sich jetzt entschlossen und die Telefonkabine betreten. Ich nehme es als Zeichen und nehme das Telefon in die Hand. Doch bevor ich wählen kann, höre ich schon eine Stimme. "Alex?"

Alex, bist du das? "Thommy", sage ich und bin nicht erstaunt. "Wo bist du?" Die Arbeiter vollenden ihr Werk und ich kann den Spruch zu Ende lesen: COME TO US - COME TO HELLAS. "Ich bin in Griechenland". "In Griechenland, ach, dort ist es sicher besser als hier". "Ja, jeden Tag über 30°." "Also nicht so grau wie hier?" "Nein, strahlend blau von morgens bis abends, jede Menge Palmen, sogar hier vor der Zelle, Dattelpalmen nehme ich an."

Was reden wir da eigentlich? "Thommy, wie geht es dir? Wo lebst du jetzt? Weißt du etwas von Ala?" "Ala, ja natürlich, uns ist letztens etwas total Lustiges passiert ..." Ich höre eine unglaublichen Geschichte von Ala, einem Hai und einer traumhaften Bootsfahrt bei Vollmond. Der Mann draußen in der Kabine fuchtelt mit seinen Armen, während er spricht; vor der Tür wartet zitternd eine Frau. "Doch ich muss Schluss machen, es steht jemand vor der Zelle. Tschü..."

"Warte, Thommy, wie geht es dir? Was machst du eigentlich?" "Oh, ich habe endlich Zeit, ich lese wieder. Ich lese jetzt die neuesten Autoren, endlich habe ich wieder Zeit", wiederholt er, "ich habe die letzten Bücher von John Irving gelesen, habe den Österreicher Josef Haslinger entdeckt. Von Bret Easton Ellis war ich schockiert und gleichzeitig begeistert. Ich habe es mit Richard Ford und David Lodge probiert, konnte aber mit beiden wenig anfangen." Er schweigt. Nach einer Pause frage ich: "Aber die Reihenfolge ist anders, oder?", und wiederhole die Namen: "Haslinger, Irving, Lodge, Ford, Ellis". Dann sage ich: "Komm, Thommy, komm nach oben." Der Mann in der Telefonzelle legt auf und verlässt die Kabine, die Frau geht hinein. Ich erwarte meinen Freund an der Wohnungstür und wenig später umarmen wir uns zum zweiten Mal.

DER FERIENJOB

In den Sommer-Semesterferien fuhr ich damals immer nach Hause. Das Bafög alleine reichte nicht, meinen Eltern wollte ich nicht zu sehr auf der Tasche liegen, doch ich hatte im Heimatort die Möglichkeit, bei der Post einen gut bezahlten Ferienjob als Briefträgerin zu bekommen. Ich musste zwar früh aufstehen und das sechs Mal die Woche, doch ich konnte radelnd durch die kleinen Straßen fahren, mein Gepäck wurde von Haus zu Haus leichter, um die Mittagszeit war ich fertig und danach lag ich lesend und dösend an einem der zahlreichen Baggerseen. So war das Leben einigermaßen erträglich, obwohl ich mein geliebtes Studentenleben sehr vermisste.

Ich vertrat immer den gleichen Postboten, der im Sommer immer seinen ganzen Jahresurlaub nahm, um mit seinem Segelboot irgendwo eins der weiten Meere kennen zu lernen. Für diese sechs Sommerwochen übernahm ich dann seine Aufgabe und hoffte, ihn würdig zu vertreten.

Sein Zustellbezirk war eine Wohnsiedlung mit Ein- und Zweifamilienhäusern, es gab auch viele dieser spitzgiebligen Flüchtlingshäuschen aus den 50er Jahren. Es war ein ruhiges Viertel, die Nachbarn kannten sich und halfen sich untereinander aus, am Samstag brummt die Rasenmäher und sonstigen elektrischen Geräte der Hausbesitzer.

Eines dieser Häuschen sprang von Anfang an in meine Aufmerksamkeit. Die Boisenbergs, ein Ehepaar so um die 70, verbrachten bei gutem Wetter den ganzen Tag in ihren Liegestühlen auf dem gepflegten Rasen vorm Haus. Die Liegestühle standen immer an derselben Stelle, einer dicht neben dem andern, so dicht, dass sich die Armlehnen berührten. Ich stellte mir vor, wie Herr Boisenberg jeden Morgen nach dem Frühstück den Himmel prüfte und dann bei gutem Wetter die Liegestühle aufstellte und sie abends sorgfältig zusammenklappte und sie wieder in den kleinen Schuppen brachte.

Ich sah die beiden oft in ihren Liegestühlen liegen, er las die Zeitung, strich hier und da etwas an, sie hatte ein Buch oder eine Handarbeit, manchmal plauderten sie oder schwiegen zusammen. Aber sie schwiegen harmonisch, wirkten nicht wie so viele ältere Paare, die schwiegen, weil sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Ich kam, je nach Fülle meiner Posttasche, zu unterschiedlichen Zeiten vorbei, wenn es später war, lag er alleine im Garten, ich sah sie in der Küche hantieren, das Fenster weit geöffnet, und Essensdüfte zogen einladend durch den Garten. Ich hörte sie vor sich hin pfeifen, es klang sehr falsch, und sehr fröhlich.

Einmal blieb ich am Zaun stehen und wartete neugierig, bis sie ihn zum Essen rief. Er legte sorgfältig seine Zeitung zusammen, verwahrte sie unter dem Liegestuhl und ging hinein. Ich hörte leise das Radio mit den 12-Uhr-Nachrichten, danach Verkehrsnachrichten und Musik, ab und zu auch ihre Stimmen, und ich stellte mir vor, wie sie ihr Mahl genossen. Meine Lauscherposition war mir zwar etwas peinlich, doch ich wühlte beschäftigt in

meiner Posttasche weiter. Nach einer halben Stunde kam Frau Boisenberg heraus, legte sich in ihren Liegestuhl, sie schloss die Augen und blinzelte vergnügt in die Sonne. Ihn hörte ich in der Küche mit Geschirr klappern und auf einmal ertönte seine voll klingende Stimme mit Opernarien. Kurz darauf kam er heraus, eine rot gepunktete Kaffeetasse in jeder Hand. Sie tranken ruhig ihren Kaffee, während er seine Artikel aus der Zeitung vorlas, bis sich ihre Augen entspannt schlossen.

Ich hatte dieses Paar irgendwie ins Herz geschlossen, ich sprach nie viel mit ihnen, sie bekamen nicht viel Post, aber sie strahlten für mich ein Glück aus, das ich in dieser Form noch nirgends gesehen hatte. Ich war noch so jung damals und kannte es nicht, weder von meinen Eltern oder ihren Freunden noch von anderen Verwandten. Ich fand es nur wunderschön so und wünschte es irgendwann für mich, hatte aber nie den Mut, mit den beiden darüber zu sprechen.

Mein letzter Sommer als Postbotin kam, ich hatte meinen Abschluss gemacht und würde mich bald auf Arbeitssuche begeben, mir war etwas melancholisch zumute. Doch ich freute mich schon auf meinen kleinen Garten: Die Liegestühle standen nebeneinander, die Lehnen berührten sich, die beiden folgten ihrem Rhythmus, den ich jetzt schon ein bisschen kannte und doch glaubte ich, in diesem Jahr etwas Fremdes zu erkennen, in ihre Blicke, in ihre Gesten war etwas Unsicheres geraten.

Und dann kam ich an einem Montag vorbei, ab Samstagabend hatte es das ganze Wochenende geregnet und auch am Montagvormittag hingen noch große Wolkenungetüme am Himmel, ab und zu regnete es. Und dennoch standen die beiden Liegestühle dicht nebeneinander, die bunt gestreiften Leinenbahnen hingen schwer und dunkel bis zum Boden. In den Sitzen hatten sich verklebt und nass die Blätter der umliegenden Bäume gesammelt, die Zeitung lag schlaff darunter, die zwei Kaffeetassen standen im Gras und füllten

sich tropfend. Ich lehnte mein Fahrrad an den Zaun und klingelte. Ich hatte keine Post für sie, aber ich machte mir Sorgen. Niemand öffnete, ich ging hinein, klopfte zaghaft an die Tür und ging einmal ums Haus. Ich konnte niemanden entdecken und auch von den Nachbarn war niemand zu Hause.

Der Regen wich dann einer großen Hitze, die Liegestühle trockneten, doch niemand saß plaudernd darin; das Gras wuchs um sie herum. Doch dann, eines Tages bei strahlendem Sonnenschein, waren die beiden Liegestühle weg, stattdessen sah ich zwei gelbe Rechtecke im grünen, frisch gemähten Gras. Heute hatte ich Post, ich klingelte und der alte Mann kam mit langsamen kleinen Schritten heraus, ich ging ihm entgegen, umarmte ihn wortlos und drückte ihm die weißen Umschläge mit dem schwarzen Rand in die zitternden Hände.

DUNKELROTE EINSAMKEIT

Manfred Feddersen lebte ein ausgesprochen geordnetes Leben. Er lebte nach der Uhr. Er stand jeden Morgen um die gleiche Zeit auf, kam um die gleiche Zeit in sein Büro, aß um die gleiche Zeit zu Mittag und ging um die gleiche Zeit schlafen.

An einem Dienstag im Juni verließ Feddersen sein Büro pünktlich um 17.30 Uhr. Der Pförtner in der Empfangshalle sagte: "Pünktlich wie immer, Herr Feddersen." "Stimmt genau", sagte Feddersen. "Auf Wiedersehen" Er ging ein paar Schritte, drehte sich noch einmal um, lächelte und sagte: "Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend!"

Er ging weiter Richtung Bushaltestelle und hörte nicht, wie der Pförtner zu seinem Kollegen sagte, "Was ist denn mit Feddersen los? Ich sitze seit 30 Jahren hier an der Pforte, Feddersen kenne ich seit 15 Jahren und ich habe ihn noch nie lächeln sehen, und schon gar nicht, dass er mir einen schönen Abend wünscht!"

Nachdem Feddersen die üblichen drei Minuten an der Haltestelle gewartet hatte, stieg er in einen Bus der Linie 60. Dabei sprach er ein paar Worte mit dem Busfahrer Willy Otremba. Der fuhr schon immer diesen Bus. "Schöner Abend heute", sagte Feddersen. "Soll aber noch regnen", gab Otremba zurück. "Dabei hatten wir doch in letzter Zeit eine ganze Menge Regen", sagte Feddersen. "Da haben Sie Recht." Feddersen erwiderte, "Aber egal, wie's kommt, das Leben steckt voller Überraschungen!". Otremba sah ihm kopfschüttelnd nach, als Feddersen freundlich nickend weiterging und sich auf den gleichen Platz wie jeden Abend setzte. Er las seine Zeitung, bis der Bus an seiner Haltestelle ankam. Dort stieg er aus und ging den gewohnten Weg: erst die Goethe-Straße entlang, dann links die Nord-Allee und noch mal links in die Lindenstraße bis zu seinem Haus, Lindenstraße 22.

Wie gewöhnlich machte er sich selbst etwas zu essen. Nach dem Essen machte er den Abwasch, räumte auf und ging ins Wohnzimmer, wo er normalerweise den Fernseher einschaltete, sich um

seine Orchideen kümmerte oder seine elektronische Briefe las, die er von Orchideenfreunden aus der ganzen Welt bekam, bis er um 23.00 Uhr ins Bett ging.

Doch heute Abend ließ er die Geräte ausgeschaltet, goss nur einige der Pflanzen. Er holte seine Aktentasche und setzte sich mit klopfenden Herzen auf das Sofa. Er nahm aus der Tasche eine rechteckige rote Schachtel heraus. Er nahm vorsichtig den Deckel ab und sah ein dreieckiges Stück Schokoladenkuchen, dessen würziger Duft ihm genussvoll in die Nase stieg. Er nahm den Zettel, der in der Schachtel lag, und las die wenigen Worte. "Ich hoffe, der Kuchen schmeckt! Liebe Grüße, Karin."

Fedderson ging in die Küche, holte sich eine Kuchengabel und einen kleinen Teller und setzte den Kuchen vorsichtig darauf. Er begann zu essen. Die Schokolade im Innern des Kuchens zerfloss ihm auf der Zunge, sie war nicht zu süß, nicht zu bitter, er schmeckte die unendliche Weite Südamerikas,

sah Kakaopflanzen, die sich sacht im Wind wiegten. Er schüttelte den Kopf, es war ein einfacher Schokoladekuchen, der zugegebenermaßen ausgezeichnet schmeckte, aber kein Grund war, sich in andere Welten zu begeben. Er nahm noch einmal den Zettel. Wie kam Karin dazu, ihm ein Stück Kuchen zu schenken?

Karin war eine Kollegin aus der EDV-Abteilung, so um die 37. Sie war im ganzen Betrieb beliebt, auch Feddersen war sie nicht unsympathisch, sie schien ihm eine ernsthafte Frau zu sein, die ihren Beruf gewissenhaft und souverän meisterte. Die meisten Mitarbeiter der Firma beneideten die EDV-Abteilung, da sie sich die ganze Mannschaft jeden Dienstagnachmittag in der Cafeteria zu Kaffee und Kuchen traf. Der Kuchen kam immer von Karin, das hatte er schnell erfahren. Er konnte nicht sagen, warum, aber er hatte es sich in der letzten Zeit immer so eingerichtet, dass er dienstagnachmittags auch immer um 16.00 Uhr in der Cafeteria war. Er machte sich eine Tasse Tee, nickte freundlich zu den Kollegen hinüber, blätterte in der Zeitung und

ging wieder. Und heute fand er kurze Zeit später die kleine Schachtel auf seinem Schreibtisch. Warum? Wollte sie sich über ihn lustig machen? Für die Kollegen war er schon immer ein komischer Vogel gewesen, der aus unerfindlichen Gründen in der Rechtsabteilung gelandet war. Er war nie ein besonders umgänglicher Mensch gewesen, nie einer, der abends noch mit auf ein Bier ging. Doch ihm fehlte nichts, er hatte Kontakte mit Orchideen-Liebhabern aus der ganzen Welt, besuchte in unregelmäßigen Abständen seine Mutter oder seine Schwester. Mit Frauen hatte er nie viel zu tun gehabt, ihm fehlte die Leichtigkeit, sie anzusprechen, er konnte mit dem Geplänkel zwischen Mann und Frau nicht viel anfangen. Morgen, nahm sich Feddersen sich vor, würde er zu Karin gehen, um sich für den Kuchen zu bedanken, aber auch um deutlich zu machen, dass er keine Fortsetzung wünschte, er brauchte ihren Kuchen nicht. Ihm fehlte nichts.

Er ging ins Bett, das erste Mal in seinem 45-jährigen Leben, ohne sich vorher die Zähne zu

putzen, und schlief mit dem Geschmack nach zartbitterer Schokolade ein.

Am nächsten Morgen geht Feddersen in den ersten Stock in die EDV-Abteilung; er weiß, wo Karin sitzt. Er hat Glück, ihre Kollegen scheinen im Haus unterwegs zu sein, sie sitzt alleine im Büro, sitzt an ihrem Platz, umgeben von grauen Maschinen, die er alle nicht zuordnen kann. Mit der rechten Hand tippt sie in die Tasten; vor sich hat sie eine große Schale mit leuchtend roten Erdbeeren, aus der sie ab und zu gedankenverloren mit der linken Hand eine Beere nimmt, in sie hineinbeißt und den Strunk neben sich in den Papierkorb wirft. Feddersen bleibt stehen und sieht sie an. Sie blickt auf. „Manfred, wie schön!“ "Ich wollte mich ..." Er stockt. Ihre Lippen scheinen den roten Ton der Erdbeeren angenommen zu haben, ihre dunklen Augen leuchten ihn an. „Ja?“, fragt sie lächelnd. "Karin, ich wollte ...". Sie nimmt eine Erdbeere und hält sie ihm entgegen. Er zögert, doch kurz nur, und nimmt die Frucht aus ihrer Hand.

MIT UNBETEILIGTER HAND

Suzan Metzler atmete erleichtert auf, als sie nach der langen Reise endlich in der Rezeption der kleinen Bungalowanlage stand. Nach einem schwierigen Fall, der sie emotional sehr mitgenommen hatte, hatte sie sich drei Wochen Urlaub genommen, um auf einer kleinen Insel im Süden Thailands wieder zur Ruhe zu kommen. Es war ihre erste Reise in diesen Winkel der Welt und als sie aus dem Boot stieg, wusste sie, dass sie den Ort gefunden hatte, an dem sie diese Ruhe finden würde. Die Zwillingsbucht lag im gleißenden Sonnenlicht, die Palmen glitzerten wie frisch geputzt. Die kleine Anlage mit den Bambushütten wirkte einladend und anheimelnd.

Die Rezeption lag in einem weiten zweistöckigen Gebäude, eine offene Konstruktion aus Holz. Suzan stellte ihren Rucksack ab und schlenderte umher. Sie ging hinauf in den ersten Stock, in einen großzügigen Raum, über den sich das Holzdach wölbte und von dem verschiedene Terrassen

abgingen, mit Blick zum strahlend blauen Meer oder ins grüne undurchdringliche Hinterland. Überall waren kleine Tische aufgestellt, um sie herum luden Matratzen in bunten Farben, die typisch thailändischen Sitzgelegenheiten, zum behaglichen Faulenzen ein. Der Raum war nicht durchgehend, er war wie eine Galerie angelegt, von der aus man nach unten sehen konnte. Die Brüstung war nur ca. 10 cm hoch, gefährlich niedrig, ging es Suzan durch den Kopf, in Deutschland wohl undenkbar. Alles in allem aber wirkte es so viel luftiger, es gab Platz zum Atmen, der Wind des Meeres blies angenehm herauf und milderte so die heiße stickige Luft und machte sie erträglich. Überall flirrte das Licht herein und zauberte herrliche Schattenspiele.

Und hier sah sie das junge Paar zum ersten Mal, nicht jung an Jahren, sondern jung als Paar. Sie hatten ungefähr ihr Alter, so zwischen 40 und 50, er älter als sie, sie saßen tief versunken nebeneinander und blickten Kopf an Kopf in ein Buch, das aufgeschlagen zwischen ihnen lag. Ihre Körper waren mit allen Fasern einander zugeneigt,

doch fiel ihr auf, dass seine linke Hand wie unbeteiligt neben der Frau auf dem Kissen ruhte.

Suzan ging wieder nach unten zur Rezeption, füllte das Anmeldeformular aus und erhielt den Schlüssel für den Bungalow. Sie nahm ihren Rucksack und ging die wenigen Schritte zu ihrer neuen Bleibe hinüber. Nach wenigen Minuten war sie mit Auspacken fertig und ging nach draußen auf die kleine Veranda. Sie ließ sich in einen der beiden Holzstühle nieder, schloss die Augen und atmete tief durch. Sie war angekommen und hatte endlich Zeit, zu sich zurückzufinden.

Doch die Bilder stürzten mit der gewohnten Macht auf sie ein, die Bilder des letzten Falles, der eigentlich kein Fall war. Sie hatten kurz nach Weihnachten eine Frau gefunden, die drei Jahre tot in ihrem Sessel im Wohnzimmer saß, um sie herum die Geschenke des vergangenen Festes. Sie lag drei Jahre tot in ihrer Wohnung, ohne von irgendjemanden vermisst zu werden, ohne dass es irgendjemand bemerkt hätte. Die Wohnanlage, in

der sie wohnte, war keine dieser anonymen Großstadtsiedlungen, sie war relativ klein und die Bewohner schienen mehr Kontakt zueinander zu haben als ein notdürftiges Grüßen. Der Obduktionsbefund war eindeutig, kein Fremdverschulden, keine unbestimmbaren Substanzen, der Tod trat schnell und unkompliziert nach einem Herzinfarkt ein. Suzan war schockiert über diese Geschichte, vielleicht weil die Frau fast ihren Namen trug, Susanne, weil sie zum Zeitpunkt ihres Todes so alt war wie sie selbst jetzt, und, vielleicht, weil diese Frau genauso einsam war wie sie, und sie davor am meisten Angst hatte, dass niemand sie vermissen würde. Die Geschichte ließ ihr keine Ruhe. Die Kollegen lachten in gewohnter Weise über sie, „Suzan psychologisiert mal wieder!“, witzelten sie. Ihrer Meinung nach suchte sie hinter jedem Tod ein psychologisches Drama, das nur durch einen Mord gelöst werden konnte.

Sie öffnete die Augen und blickte wieder ins Paradies. Die Leute kamen langsam vom Strand zurück; unter ihnen war auch das Paar von oben

und jetzt konnte sie das Glück in ihrem Gesicht sehen. Sie gingen Hand in Hand, sie trug über der rechten Schulter eine bunte Stofftasche, sein linker Arm hing ruhig an der Seite. Sie hatten den Bungalow schräg gegenüber und Suzan war froh, sie bei ihren nachsträndlichen Tätigkeiten zu beobachten, statt mit ihren dunklen Bildern kämpfen zu müssen. Doch die beiden verschwanden bald nass tapsend in ihrer Hütte und überließen Suzan wieder ihren Gedanken.

Bevor es zu viel wurde, stand sie auf, um im Ort ein wenig spazieren zu gehen. Sie machte einige Einkäufe im kleinen Supermarkt und schlenderte dann langsam zurück. Sie war sofort angetan von den lächelnden Menschen um sie herum. Alle schienen sie anzulächeln, sie lächelte zurück, anfangs vorsichtig, doch langsam immer strahlender. Trotz aller Vorurteile über die ewig lächelnden und nie durchschaubaren Asiaten gefiel ihr diese Sitte, sie spürte, wie sie ein ungemein wohlthuendes Gefühl umfing.

Suzan setzte sich wieder auf ihre Veranda und versuchte zu lesen. In den letzten Wochen konnte sie sich kaum auf Bücher konzentrieren, die Geschichte in ihrem Kopf war zu heftig, zu lebendig, doch jetzt gelang es ihr, der Handlung zu folgen. Sie trank ab und zu von ihrem Bier, naschte ihre Knabbereien und hatte ein tiefes friedliches Gefühl. Nebenan fingen sie an, Musik zu spielen, leise, ruhige Musik, sie passte zur Stimmung des milden Abends.

Sie schaute um sich und sah ringsum ähnliche Bilder. Die meisten Bungalows waren belegt und jetzt schien Verandastunde zu sein. Viele der Urlauber saßen draußen, lasen, spielten Karten, schrieben Postkarten. Das ältere Paar gegenüber war mit sich selbst beschäftigt; sie schienen sich die ganze Zeit zu berühren, wenn nicht mit den Händen, dann mit ihren Blicken. Sie saßen nebeneinander in den Holzstühlen, die Frau umfasste den Mann mit beiden Armen, er spielte mit der rechten Hand in ihrem Haar, seine linke lag still auf der Lehne.

So verging Suzans erster Tag auf der Insel. Andere Tage folgten, die sich ähnelten und sich wie Perlen an einer Schnur gleichförmig aneinanderreihen. Die Bucht strahlte eine unendliche Ruhe aus und Suzan fühlte, wie sie ihren inneren Frieden mehr und mehr wiedergewann. Sie gewöhnte sich an den tropischen Rhythmus von Tag und Nacht, verbrachte die Tage lesend und dösend am Strand im Schatten eines Baumes, sie genoss das lauwarme Wasser, vor allem abends, wenn es sich zum Sonnenuntergang goldblau färbte, nachts lullte sie das Geräusch des Meeres in einen tiefen erholsamen Schlaf. Sie spürte, wie langsam die quälenden Schatten verschwanden und den Bildern ihrer neuen traumhaften Umgebung Platz machten. Ab und zu grüßte sie das ältere Paar, das sie von allen Gästen am meisten anzog, doch sie hatte Hemmungen, sich ihnen aufzudrängen.

Eines Vormittags ballten sich dunkle Wolken zusammen, der Wind zerrte an Haaren und Nerven, ab und zu stürzte ein heftiger Tropenschauer vom Himmel. An Strand war nicht zu denken, die

Veranden waren zu ungemütlich. Die Gäste fanden sich alle im Haupthaus ein und verteilten sich in den beiden Stockwerken. Suzan fand einen Platz oben auf der Terrasse zur Meeresseite, direkt neben dem Paar, mit dem sie immer noch kein Wort gewechselt hatte. Sie nickte ihnen zu, setzte sich und begann zu lesen. Plötzlich schreckte sie auf, sie wusste nicht, warum, war es die fröhliche Stimme der Frau, ihr Barfußstapsen auf dem Holzfußboden? Suzan blickte hoch und sah, dass die Frau aufgestanden war und fröhlich um den Mann herumtrippelte, der niedrigen Brüstung gefährlich nahe. Suzan las weiter, doch dann gellte ein lauter Schrei, sie sprang wie alle anderen auf und sah nach unten, wo die Frau mit verzerrten Gliedern stumm und reglos lag. Sie ging wie in Trance nach unten, in ihr lief immer wieder dieselbe Filmsequenz ab - sie hörte den Schrei, sah, wie der linke Arm des Mannes zurückschnellte, sah, wie er bleich die Treppe hinunterlief und über seiner Frau zusammenbrach. Zuerst kam der Arzt, der jedoch nicht mehr konnte, als den Mann behutsam in einen Sessel zu helfen und ihm eine Spritze zu geben.

Bald kam auch die Polizei und Suzan beobachtete die vertrauten Szenen, dachte, sie tun, was wir in diesen Fällen überall auf der Welt tun, wir ziehen einen weißen Strich aus Kreide um den Körper der Toten und befühlen sie mit weißen Handschuhen, wir befragen die Zeugen, kritzeln auf Blöcken und schauen teilnahmsvoll.

Suzan näherte sich dem Mann, der regungslos im Sessel saß und legte ihm die Hand auf die Schulter. "Warum?", fragte sie leise. Er blickte auf, ohne sie zu erkennen, und flüsterte teilnahmslos. "Ich bin nicht mehr jung, und ich brauche das Geld."

DIE WUNSCHMASCHINE

Es war eine düstere Novembernacht und ich war allein zu Hause. Der Hund des Nachbarn hatte schon ein paar Mal angeschlagen, als er gegen Mitternacht endlich Ruhe gab. Ich wälzte mich noch eine Weile hin und her, hörte das alte Haus ächzen und knarren und war gerade eingeschlafen, als ich spürte, dass es ganz hell im Zimmer geworden war. Ich öffnete die Augen und konnte nicht glauben, was ich sah. War es mir wirklich gelungen?

Ich stand auf, ging zu dem im Mondlicht silbern glänzendem Gerät und versuchte es noch einmal: "Ein Apfel, jetzt", sagte ich mit fester, zitternder Stimme. Ich drückte den Knopf. Es ratterte, zischte und einige Minuten später lag ein Apfel vor mir, rot leuchtend, der schwarze Stiel streckte sich mir verführerisch entgegen. Ich nahm ihn, roch daran, er roch, wie ein Apfel riechen sollte. Nach Frische, nach Land, nach Herbst, ich ahnte die saftige Süße, die mir bald übers Kinn laufen würde.

"Käsekuchen", sagte ich dieses Mal. Trotz meiner immensen Trauer kam die Albernheit in mir hoch. Ich wusste, wie viel Spaß es ihm gemacht hätte. Nach wenigen Minuten lag ein goldgelber Käsekuchen auf einem blauen Teller, eine hübsch verzierte Kuchengabel lag daneben. Er schmeckte vorzüglich, musste sogar ich zugeben, die eigentlich kein Fan von Käsekuchen war, das war immer sein Lieblingskuchen. Ich aß danach den Apfel, wischte mir den Saft vom Kinn, der sich mit meinen Tränen vermischte.

Ich ging durch den Raum, lief aufgeregt auf und ab. Es war vorbei, endlich vorbei, es war mir gelungen, endlich war mir der Durchbruch gelungen. Ich sah auf die Uhr, 4.40 Uhr, viel zu früh, um Schottenheimer anzurufen. Aber egal, ich konnte ihm zumindest eine Nachricht hinterlassen. Ich drückte die gespeicherte Nummer, hörte ungeduldig die Ansage auf seinem Anrufbeantworter: "Guten Tag, Sie sind verbunden mit Bernhard Schottenheimer, NEW INVENTIONS GmbH. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht, ich rufe Sie

baldmöglichst zurück. Vielen Dank und auf Wiederhören." Ich begann zu sprechen, souverän und gelassen, wie ich hoffte. "Hallo Herr Schottenheimer, hier spricht Annika Sondermann. Ich habe eine gute Nachricht für Sie. Ich habe es geschafft, die Maschine funktioniert, wir können in Produktion gehen. Bitte rufen Sie mich an, ich kann morgen jederzeit vorbeikommen."

Ich konnte natürlich nicht schlafen, ich probierte weiter und entdeckte die inneren Geheimnisse der Maschine. Danach ging ich dennoch ins Bett, um mich für wenige Stunden hin- und herzuwälzen. Um 8 stand ich gerädert auf, duschte mich gerade, als der ersehnte Anruf kam.

"Frau Sondermann", hörte ich sofort die vergnügte Stimme Schottenheimers. "Das klingt ja fantastisch. Wann können Sie hier sein? Ich habe natürlich jederzeit Zeit für Sie."

Ich zog mich rasch an, ohne sehr darauf zu achten, ob es zusammenpasste oder nicht, ich musste nicht mehr um Eindruck kämpfen, ich war nicht mehr die

kleine Praktikantin mit dem ersten Job nach dem Studium, jetzt stand ich auf der anderen Seite. Ich nahm die Pläne, umwickelte die Maschine mit Plastik und legte sie vorsichtig in einen Karton, den ich zusammen mit einer Reisetasche mit einigen Übernachtungsutensilien ins Auto stellte. Dann fuhr ich los. Es gab nicht viel Verkehr, sodass ich nach nur 20 Minuten im Betriebsgelände der NEW INVENTIONS GmbH einfuhr.

Sondermann erwartete mich schon. Er half mir mit dem Karton, ich packte den Apparat vorsichtig aus und stellte ihn auf den Tisch. "Wünschen Sie sich etwas, irgendetwas", sagte ich, die Fröhlichkeit in meiner Stimme war sogar ziemlich echt.

"Champagner mit zwei Gläsern", überlegte er nicht lange. Die Maschine zischte und ratterte wieder, ich kannte es jetzt ja schon, doch Schottenheimer stand aufgeregt davor. Bald stand in einem silbernen Sektkühler ein kühl perlende Champagner-Flasche mit zwei Gläsern vor uns. "Noch ein paar Schnittchen", sagte ich übermütig,

und auch die standen nach kurzer Zeit appetitlich daneben. Wir ließen es uns zunächst einmal schmecken.

"Wie haben Sie es sich vorgestellt?", fragte Schottenheimer dann ohne Umschweife.

"Ich möchte 100.000 Euro sofort als Vorschuss und dann 40% Beteiligung", ich traute mich hoch zu pokern. Ich sah Schottenheimer schlucken. Er schien zu überlegen, ob er verhandeln sollte, doch ich sah im fest in die Augen. "In Ordnung", sagte er dann. Kommen Sie mit mir, wir lassen den Vertrag gleich aufsetzen und ich veranlasse auch sofort die Überweisung." Der Vertrag war schnell fertig, bei der Überweisung ließ er mich sogar über die Schulter sehen.

"Danke, Frau Sondermann", sagte er dann. "Das war eine fantastische Arbeit. Ich danke Ihnen. Wir lassen die Maschine sofort in Produktion geben. Ich bin sicher, wir haben damit einen Knüller gelandet. Grüßen Sie Ihren Mann. Er hätte sich sicher sehr gefreut."

Ich lächelte ihn schmervoll an. "Ja", sagte ich leise. "Das war sein Traum." Ich verabschiedete mich von ihm, ging langsam zum Auto.

Ich fuhr in die Klinik, in der Michael seit drei Monaten nach dem schweren Autounfall lag, drei Monate, ohne zu lächeln, ohne zu sprechen, ohne zu reagieren. Er atmete künstlich in seine Schläuche, nahm nichts um sich herum wahr. "Sie können sich leider keine große Hoffnung machen. Wir müssen auf ein Wunder warten", sagten die Ärzte. "Wir können nichts tun." Ich wusste, dass sie über mich lächelten, wenn ich Stunde um Stunde neben ihm saß, seine Hand hielt, sie streichelte und ihm von meinem jetzigen, unserem gemeinsamen früheren Leben berichtete. Ich erzählte ihm, wann ich aufstand, was ich frühstückte, wie ich mich anzog, wen ich traf. Ich erzählte ihm alles und ließ ihn an meinem Leben teilnehmen, sodass es nicht nur meins, sondern auch unseres war. Ich gewöhnte mich daran, dass ich keine Antworten bekam, ich freute mich auch für ihn, wenn mir etwas

Fröhliches passierte, ich lebte für ihn mit. Doch sie lächelten nur und sprachen von Wunder.

Doch ich hatte einen Namen für das Wunder. Es gab eine Klinik im Süden des Landes, an einem wunderschönen See gelegen, die sich auf Koma-Patienten spezialisiert hatten. Sie waren überzeugt, dass diese Patienten durch viel Geduld und Liebe wieder zum Leben erweckt werden konnten. Auch dort gab es Schläuche, sie waren lebensnotwendig, doch mehr Wert wurde auf Zuwendung, Worte und Berührungen gelegt. Das Problem war nur, dass ihre Methode nicht anerkannt war, sodass die Patienten bzw. deren Angehörige selbst für die Kosten aufkommen mussten und diese Kosten waren immens. Aber jetzt ...

"Michael, wir haben es geschafft.", ich streichelte ihm zärtlich über die Hand, die wie immer bleich und regungslos dalag. "Unsere Maschine funktioniert, unsere Wunschmaschine funktioniert." Du sagst einen Wunsch, und er geht in Erfüllung." Ich erzählte ihm von meinen Erfahrungen heute

Nacht, dass die Maschine natürlich nur konkrete Wünsche erfüllen konnte, keine Krankheiten heilen, keinen Geldsegen herunterwerfen konnte, aber bei Käsekuchen, Äpfel, Champagnerflaschen und vieles Handfeste mehr wunderbar arbeitete.

"Schottenheimer ist begeistert. Wir haben einen riesengroßen Vorschuss bekommen und die Beteiligung ist auch nicht schlecht. Ab jetzt wird alles anders." Ich erzählte ihm von meinen Plänen und verabschiedete mich bald von ihm. Heute konnte ich nicht lange bleiben, ich hatte noch einen weiten Weg vor mir. "Morgen muss ich dich alleine lassen", sage ich ihm tröstend. "Doch übermorgen bin ich wieder hier und bald sind wir wieder zusammen, das verspreche ich dir."

Ich trank in der Krankenhauskantine noch einen starken Kaffee, dann ging ich zu meinem Auto und machte mich auf dem Weg Richtung Süden.

Der „Komadoktor“, wie er sich am Telefon vorgestellt hatte, begrüßte mich und führte mich durch seine Klinik, sie erinnerte mich an das Bild,

wie ich es seit drei Monaten Tag für Tag sah. Patienten, die an Schläuchen hingen, regungslos, ohne zu sehen, ohne sich zu bewegen. Doch statt der erstarrten Angehörigen und ängstlich herumhuschenden Pflegern schien hier eine andere Atmosphäre zu herrschen, fast fröhlich, ich erkannte es bald und spürte die Hoffnung. Die Menschen, die um ihre Lieben herumsaßen, sprachen mit den Kranken, berührten sie, lachten mit ihnen. Und ich erkannte mich wieder und war froh, dass es noch andere mit Hoffnung gab.

Der Arzt bat mich in sein Sprechzimmer. Er berichtete mir von seiner Erfahrung, dass Zuwendung die beste Medizin sei, sie hätten, im Vergleich zu anderen Kliniken wesentlich mehr Fortschritte zu verzeichnen. "Versprechen können wir hier natürlich auch nichts, manchmal sind die Schäden wirklich irreparabel, aber in vielen Fällen lassen sich enorme Verbesserungen erzielen. Und was ich der Krankenakte Ihres Mannes entnehmen kann, können wir es wirklich probieren. Sie können sich wirklich Hoffnung machen."

Mir liefen wieder einmal Tränen übers Gesicht. Er war der erste Mensch, schien es, der mich verstand. Hoffnung, er nahm dieses Zauberwort in den Mund und tröstete mich damit. "Wie sind die Aufnahmebedingungen? Wie läuft das jetzt ab?" Er lächelte mich an. "Sie brauchen sich um nichts zu kümmern außer um Ihre eigenen Sachen. Wir sprechen mit dem behandelnden Krankenhaus und lassen Ihren Mann mit einem Krankenwagen abholen, sobald Sie zu Hause alles erledigt und sich hier Ihr gemeinsames Zimmer eingerichtet haben."

Gemeinsames Zimmer. Seit drei Monaten lag ich Nacht für Nacht alleine in dem großen Bett und jetzt würden wir wieder zusammen in einem Zimmer schlafen, ich würde zu ihm kriechen und ihn meine Wärme spüren lassen können.

"Wie die Behandlung im Einzelnen aussieht, erfahren Sie dann hier. Wir haben immer Einstiegskurse für unsere Neuankömmlinge. Doch jetzt fahren Sie erst einmal zurück und bereiten

alles vor." Er gab mir noch ein Prospekt mit und ließ mich die Aufnahmepapiere unterschreiben. Die monatlichen Kosten waren enorm, doch ich brauchte mir jetzt keine Gedanken mehr zu machen. Für die nächsten Monate hatten wir ausgesorgt, ich konnte mich nur um sein Gesundwerden kümmern.

Im Krankenhaus reagierten sie pikiert, als sie von der Verlegung hörten. "Esoterische Spinner", hörte ich die Schwestern flüstern, doch bei einigen hatte ich den Eindruck, dass sie meinen Schritt guthießen. Sie wünschten mir, uns alles Gute. In nur zwei Wochen hatte ich alles Notwendige erledigt und für Michael und mich ein gemütliches Zimmer in der Seeklinik eingerichtet.

In den Kursen erfuhr ich viel über Komapatienten, wie sie, auch wenn es nicht danach aussah, reagierten und auf ihre Weise Kommunikation suchten. Bis eines Tages das Wunder geschehen würde, auf das wir alle hofften ...

Bei einer Veranstaltung hörte ich etwas, das mich nicht mehr losließ. Ich ging zum Vortragenden und fragte ihn, ob er etwas Zeit für mich erübrigen könnte, ich hätte einige Fragen und eine Idee. Er lächelte geschmeichelt und ging mit mir in die Cafeteria.

Seine Theorie war, dass man den Komapatienten so viel wie möglich von ihrem alten Leben mitbringen bzw. darüber erzählen sollte und man immer versuchen sollte, so lebendig und anschaulich wie möglich darüber zu berichten. Je lebendiger es wurde, je mehr Sinne daran beteiligt waren, umso größer war die Chance einer Reaktivierung. "Und wenn wir mit Bildern arbeiten würden?", fragte ich gespannt. "Mit Bildern? Das wäre natürlich genial. Wenn der Patient sehen könnte, was um ihn geschieht oder um ihn geschehen ist, bekäme er die Informationen gleichzeitig visuell und auditiv, das wäre natürlich genial. Aber wie wollen Sie das anstellen?"

Ich lächelte. Seit ich 8 war, hatte ich fast jedes Jahr den begehrten "Jugend forscht"-Preis gewonnen, nur einer konnte mir den Preis manchmal streitig machen, Michael Sondermann, doch alle anderen blieben weit hinten liegen.

So war es mir jetzt ein Leichtes, mithilfe der Ärzte einen Chip in Michaels Gehirn zu verpflanzen, der mit dem Laptop verbunden war. Ich hatte alle Fotos unserer gemeinsamen Jahre in eine Diashow eingebunden und sie mit seiner Lieblingsmusik hinterlegt. So konnte er all unsere gemeinsamen Urlaube neu genießen, er erlebte noch einmal unsere Hochzeit, sah Dinge aus unserem täglichen Leben. Meine Stimme sprach zu ihm zärtlich über das gemeinsam Erlebte. Und es funktionierte. Es dauerte nicht lange, und ich merkte, wie es um Michaels Mund zuckte, er lächelte. Und das Zucken ging weiter bis zu seinen Augen, die sich auf einmal öffneten und mich ansahen, mich endlich wieder ansahen. Ich ergriff seine Hand, die meine ergriff, und wir hielten uns fest und lagen uns bald in den

Armen, eng umschlungen und jetzt spürten wir beide uns wieder, endlich wieder.

Der Komaarzt strahlte übers ganze Gesicht, als er davon erfuhr, und als er erfuhr, wie es passiert war, strahlte er noch mehr und wir mussten uns nie wieder um irgendetwas Sorgen machen.

REIFE

Unruhig und rastlos laufe ich durch die Wohnung, wühle in meinen CDs, höre nur kurz die verschiedenen Titel, die alle nicht recht zu meiner Stimmung passen wollen. Ich mache das Radio an, was ich normalerweise nie mache, drehe mich durch die Sender. "Ich bin reif, reif, reif für die Insel", dröhnt es mir altbekannt entgegen. Schnell schalte ich wieder ab. Eigentlich müsste ich um diese Jahreszeit auf meiner Insel sein und mit meinen Touristen die Tour über die Insel machen, jede Woche eine andere Gruppe, jede Woche die gleiche Tour. Doch in diesem Jahr wollte niemand auf die kleine griechische Insel, die mir immer im Frühjahr und im Herbst für sechs bis acht Wochen zur Heimat wurde, und auch ich musste zu Hause bleiben.

Die nächste Tour gibt es dann erst wieder ich sechs Wochen, die große Trecking-Tour durch Marokko. Ich versuche es positiv zu sehen, ich habe endlich Zeit, mich um Liegegebliebenes zu kümmern,

kann ein Mal die anstrengende Tour frisch und ausgeruht starten. Doch ich bleibe unruhig und kann die stillen Stunden nicht richtig genießen, bin ich doch gezwungen, über mich und mein Leben nachzudenken, darüber, was aus dem ehemaligen Lektor, der zum Reiseleiter wurde, jetzt werden soll.

Für meine Freunde ist es ungewohnt, mich so lange um sich zu haben, mich nicht nur schnell zwischen zwei Touren zu treffen, sie können richtig mit mir planen und auch ich habe endlich Zeit, mich um alle ausgiebig zu kümmern. Es gibt noch viele, die ich lange nicht mehr gesehen habe. Ich nehme mein Handy, um in den virtuellen Namenszeilen nach fast Vergessenen zu suchen. Ein Brieflein blinkt im Display, ich öffne es. "Hallo Alex, wie geht's dir, wo bist du? Meld dich doch mal. LG Ala." Es war wie ein Schlag in die tiefste Magengrube. Ala. Seit fast 20 Jahren habe ich nichts mehr von ihr gehört. Sie war die einzige Frau in meinem Leben, mit der ich es mir hätte vorstellen können, das Haus zu bauen und den Baum zu pflanzen. Sie war die Frau, mit der es, so wie mit Hanna bei Max Frischs Homo

Faber, nie absurd gewesen ist. Doch sie hatte mich verlassen, hatte mich und meine Liebe verschmäht und verschwand einfach aus meinem Leben. Sie hatte mir keine Gelegenheit gelassen, mit ihr zu sprechen, um sie zu kämpfen, sie zurückzuhalten, sie blieb verschwunden. Und jetzt? Woher hatte sie eigentlich meine Nummer? Ich lese die Botschaft wieder und wieder, versuche, Ala darin zu finden.

Doch im Grunde zögere ich nicht lange, ich wähle ihre Nummer, ich will es wissen. "Hallo, hier spricht Ala. Ich bin draußen im Leben und kann gerade nicht ans Telefon gehen. Bitte hinterlasst mir eine Nachricht, ich melde mich dann gleich bei euch!" Ihre Mailbox und Ala, wie sie leibt und lebt. Trotz allem muss ich lächeln.

Drei Minuten später vibriert mein Handy, ich drücke das grüne Telefon. "Hey, Alex, schön, dass du angerufen hast. Ich konnte grade nicht rangehen. Wie geht es dir?" Ihre Stimme klingt wie damals, doch irgendwie auch anders, wärmer, ruhiger, sie

hatte immer etwas Fahriges, auch in der Stimme, das jetzt nicht mehr durchklingt.

Ich erzähle ihr ein bisschen von meinem Leben, von meinem Jobwechsel vor einigen Jahren, weil ich irgendetwas suchte, das ich nicht finden konnte. Wir sprachen und sprachen, waren sofort wieder vertraut, erinnerten uns an alte Scherze, die wir einander vorsichtig zuwarfen wie kleine empfindliche Bälle, doch sie hüpfen hoch und höher und wir konnten wie damals meisterhaft mit ihnen jonglieren.

Sie erzählt mir von ihrem Leben; sie war damals nach unserer Trennung nach Spanien gegangen, lebte dort endlich ihren Traum vom Süden. Sie lernte jemanden kennen und baute sich zusammen mit ihm eine kleine, ökologisch orientierte Reiseagentur auf. Ala und ich müssen lachen, wie es uns beide in den Tourismus verschlagen hatte, sie die Gebärdenslehrerin, mich den Germanisten.

"Wir waren gut, richtig gut", sagt sie. "Wir konnten gut davon leben, doch irgendwann blieben wir, blieb

die Beziehung auf der Strecke. Wir hatten zwei harte Jahre und dann ... Dann ist er gegangen." Ihre Stimme klingt jetzt anders. "Ja, und jetzt bin ich wieder hier, wohne bei einer Freundin in Düsseldorf, aber es ist nichts Definitives, ich weiß nicht, was ich machen werde."

"Wann sehen wir uns?", fragt sie plötzlich. "Wann du willst", sage ich zögernd. "Morgen?" Und als ob nichts geschehen wäre, haut sie mich wieder mit ihrer Impulsivität um. "Morgen", sage ich lächelnd. "Kommst du mit der Bahn? Ich hole dich ab." Wir verabschieden uns voneinander, kurze Zeit später schickt sie mir ein weiteres Brieflein "Ankomme 16.13. Freu mich!" und ich mich auch. Ich kann es nicht glauben, sie hat mich verletzt wie mich noch nie jemand verletzt hat, und ich freue mich auf sie, als ob nichts geschehen wäre, freue mich und bin aufgeregt wie ein Teenager vor dem ersten Date.

Das Rätsel mit der Handynummer war übrigens schnell gelöst: Ich gebe auf den Touren meinen Teilnehmern für Notfälle immer meine

Handynummer. Durch Zufall hörte Ala von einer Bekannten meinen Namen, als sie von einer geführten Tour in Israel erzählte. Muss ich dem Schicksal dankbar sein?

Ich schlafe nicht gut in dieser Nacht. Irgendwann ist es endlich 16.00 Uhr und ich bin am Bahnhof und gehe unruhig auf und ab. Auf einmal sehe ich sie, wie damals und doch anders, das junge Mädchen von 26 ist eine erwachsene Frau geworden. Sie kommt langsam auf mich zu und ich sehe ihre graue Haarsträhne, die sie immer noch selbstbewusst trägt, sie hat auch die Haare immer noch lang, immer noch dunkel, nur hier und da blitzt es zusätzlich silbern auf. Sie lächelt mich an, ihre dunklen Augen sehen verletzt aus, traurig, und auch sie sind wie damals und doch glaube ich, etwas Neues darin zu erkennen, etwas Verlässliches, das es früher nicht gab.

Wir umarmen uns wortlos, ich hatte nicht ernsthaft überlegt, wie unsere Begrüßung ausfallen würde, ob mit einem kühlen deutschen Handschlag oder ob

mit zwei spanischen Küsschen je rechts und links auf die Wange. Unsere Umarmung ist das Natürlichste und Richtigste, wir halten uns fest, sie liegt wieder in meinen Armen, endlich wieder, ich rieche ihren Duft, den ich, auf wenn ich nie darüber nachgedacht habe, immer und überall erkennen würde.

Wir lösen uns langsam voneinander. Ich nehme ihre Hand. "Komm", sage ich. "Gehen wir nach Hause."